Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Elfter Jahrgang

. 24 Leipzig, den 17. Juni 1897

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1522 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Es stehet geschrieben — Wellhausen: 4. Wellhausen als Forscher auf dem Gebiete der vergleichenden Religions- ʒte — Der Uebertritt des Kurfürsten Friedrich August II. von Sachsen zur katholischen Kirche: 1. Aus der Vorgeschichte in Findelhaus. Aus dem religiös-sittlichen Leben Italiens — Das evangelische Diakonissen- und Krankenhaus in Freiburg reisgau — Eine Gefahr für unser evangelisches Kirchenlied — Aeußerlichkeiten im Gottesdienst — Glück — Der gelisch-soziale Kongreß in Leipzig — Anzeigen

Es stehet geschrieben

Die entscheidenden Ereignisse im Werdegang der führenden er sind unsern Blicken entzogen. Wir sehen eine geistes- tige Persönlichkeit, wie sie im Kampf mit Weltlauf und schenwillen ihr Leben entfaltet, wie sie umschaffend eingreift as Leben der Menschheit und unter dem Zwang natürlicher geschichtlicher Verhältnisse ihre Zwecke und Pläne gestaltet. wie der wunderbare Inhalt ihrer Seele, den sie als atz mitbringt zu ihrem Wirken und Ringen, geworden und achsen ist, das bleibt ihr Geheimnis. Was neu und groß ist hr, das ist der Erwerb ernster, verschwiegner Stunden, in n unter schauernder Wonne und ahnungsschwerer Qual edachte Gedanken, aufdämmernd aus den dunkeln Tiefen ihres ens, mit überirdischem Licht ihren Geist durchglänzten und der unwiderstehlichen Gewalt siegender Wahrheit ihren len sich unterwarfen. Die Erlebnisse solcher Stunden, in chte Worte gefaßt, würden zusammenschrumpfen zu Vor- gen ohne Glanz und Kraft, und die Bilder, in denen man festzuhalten versucht, sind entweder so zart und duftig, daß zereißen, will man sie hineinspannen in den harten Rahmen Wirklichkeit, oder sie wachsen groß und formlos hinaus über s sinnliche Anschauungsvermögen.

Wie ist in der Seele Jesu das Bewußtsein gereift: „ich Gottes Sohn," jene Gewißheit, durch die sein ganzes Wirken Ringen getragen war? Wir wissen es nicht; es ist das heimnis seines innern Lebens. Aber durch den Bericht über ne Taufe und durch die Erzählung von der Versuchung wird ses Geheimnis doch so weit gelichtet, daß wir erkennen: es einen entscheidenden Wendepunkt, es hat verhängnisschwere mpfe in seiner Entwicklung gegeben. Als er emportauchte s den Fluten des Jordan, da zerriß das Wort „Du bist in lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe" wie ein ller Strahl himmlischen Lichtes die wogenden Nebel in seinem nern, die den Kern seiner Persönlichkeit vor ihm selbst ver- leierten. Aber wie sie sich zerteilend zurückwichen von seiner eele, verhüllten sie mit dichten Wolkendecken den Weg, den er hen, die Welt, in der er wirken sollte, und der Glanz seines gnen Wesens fiel gegen ihren wallenden Schleier und malte n zu leuchtenden, lockenden Bildern, die sein Sinnen mächtig zogen, die seinem Willen freundliche Ziele für sein Wirken rspiegelten. Das Bild eines Lebens ohne Mangel und Sorge, rch göttliche Macht gesegnet mit der Fülle des Brotes, wird gelöst durch den Traum eines Wirkens unter dem Jubel und r Bewunderung des Volkes, dessen Staunen und Hoffen seine les menschliche Planen überfliegende Wunderkraft zu entfesseln h getraut, und über beiden steigt das Ideal einer Herrschaft npor, die alle Reiche der Welt in ihrer Herrlichkeit umfaßt, nd durch die der Reichtum seines innern Lebens sich in einem efen, vollen Strom des Segens und Friedens ergießt über die Völker der Erde. Aber wie diese Bilder auftauchen und ver- bleichen, wie sie eins um das andre Macht zu gewinnen suchen über sein Wollen und Denken, da wird es ihm klar und klarer: ein Leben ohne Mangel und Sorge ist nicht der Zweck, für den Gottes Sohn seine Kraft einsetzen darf; ein Wirken nach dem Sinn des wundersüchtigen Volkes erfordert Mittel, durch die Gottes heilige Macht entweiht und mißbraucht wird; die Herrschaft über die Völker der Erde, die durch Heldenstärke die Herzen dem Frieden Gottes öffnen will, ist an eine Bedingung geknüpft, deren Erfüllung seine Gemeinschaft mit dem himmlischen Vater zerreißen muß, und hinter den glänzenden Bildern, die ihn umgaukeln, erblickt er des Satans abschreckende Züge, die Verkörperung der gottfeindlichen Macht, die ihn um den heiligen Besitz seines Herzens betrügen will. Da ist der Kampf ent- schieden; die letzten Nebelschleier zerfließen, und klar spiegelt sich in seiner Seele das reine Blau des Himmels, klar liegt vor ihm sein Weg über die Erde.

Die verschwiegne Einsamkeit der felsigen Wüste allein ist Zeuge gewesen von dem geheimnisvollen Kampf, in dem er den Starken, dessen Reich über die Menschen er zerstören sollte, überwältigt und gebunden hat. Aber so wenig wir auch einen Einblick haben in dieses Ringen und Wogen seiner Seele — die Rüstung kennen wir, in der er seinen Sieg errungen hat. Seine Siegeskraft lag in dem Wort: Es stehet geschrieben. Damit band er sich an die große Vergangenheit seines Volkes. Die Schriften, auf die er sich berief, sind die Urkunden der heiligen Geschichte, die durch die Heldenkraft königlicher Männer in ihrem äußern Lauf bestimmt, durch die Geistesmacht gewaltiger Propheten mit ewigem Inhalt erfüllt, den majestätischen Schritt Gottes über die Erde vernehmen läßt und Gottes Willen in seinem Wirken offenbart. Hier findet Jesus die Wurzeln seiner Kraft; sich losreißen von dieser wunderbaren Volksentwicklung bedeutet für ihn sich losreißen von seinem Gott. Er fühlt sich als das abschließende Glied dieser Entwicklung, und aus ihr muß darum sein Lebenszweck herauswachsen; alle glänzenden Träume, die sein Haupt umspielen, sind gefährliche Versuchungen, um so schwerer, je leuchtender sie sind. Was sich nicht messen läßt an dem „Es stehet geschrieben," ist seinem Wesen fremd und verfälscht sein Wirken und Wollen. So schließt er sich ein in die Geistesgemeinschaft seines Volkes; in dem unzerreiß- baren Zusammenhang mit ihr findet er die Kraft, sich gegen die gottfeindlichen Mächte zu wehren, die seinen Lebensgang zu durchschneiden und umzubiegen trachten.

Aber indem er sich mit dem bestimmten „Es stehet ge- schrieben" in fester Abhängigkeit an die Vergangenheit seines Volkes schließt, wird ihm dieses Wort doch nicht zur knechtenden Formel, die mit mechanischem Zwang seinen Geist fesselt und den lebendigen Strom seines Denkens und Wollens erstarren läßt. Nein, dem „Es stehet geschrieben" des Versuchers hat er ein „Es stehet geschrieben" seines eignen Herzens entgegen-

zusetzen. Nicht weil es geschrieben steht, hat das Wort der heiligen Schriften Macht über seine Seele, sondern weil er in dem, was geschrieben steht, seine Seele wiederfindet. Dieses Wort „Es stehet geschrieben“ bindet ihm nicht die ganze geistige Vergangenheit seines Volkes auf die Schultern, sondern er treibt damit die Wurzeln seines eignen inneren Lebens tiefer hinein in seinen Mutterboden, und wie der Baum aus der Erde, in der er wurzelt, alle Stoffe herauszieht, die seinem Wachstum dienen, und sie in der Form aufnimmt, in der sie seiner besondern Art entsprechen, so zieht er aus der Vergangenheit seines Volkes die Nahrung, die sein großer Geist braucht, und nimmt sie in sich auf, wie er sie braucht.

Die Stimme Gottes findet er in den Zeugnissen der Vergangenheit, und Gottes Stimme vernimmt er in seinem eignen Herzen, und im Zusammenklang beider Stimmen besitzt er den untrüglichen Maßstab, an dem er die fremden Zwecke, die sich seinem Wollen von außen aufzudrängen suchen, unterscheidet von dem neuen Lebensziel, das in seinem eignen Geist lebendig sich enthüllt. Er macht seine Seele frei durch das Wort der Abhängigkeit: Es stehet geschrieben!

E Rolffs

Wellhausen

4. Wellhausen als Forscher auf dem Gebiete der vergleichenden Religionsgeschichte

Mit dieser „Geschichte Israels“ hatte Wellhausen sich als Forscher ersten Ranges auf dem Boden des Alten Testaments erwiesen. Das zeigte sich zunächst in dem fanatischen Kampfe, der auf dem ganzen Gebiete der „gläubigen“ Gegner eröffnet wurde, ein Kampf, der um so erregter geführt ward, als die erprobten wissenschaftlichen Führer, selbst ein Delitzsch, vor Wellhausen kraftvoll kämpfend Schritt vor Schritt zurückwichen. Wohl versuchte und versucht man auch noch heute mit der Anklage auf Darwinismus die ganze Schwierigkeit zu beseitigen, als ob mit einem solchen Schlagwort schon eine Widerlegung gegeben würde. Um so mehr war es zu bedauern, daß Wellhausen, aus welchen Gründen auch immer, sich entschloß, der Theologie den Rücken zu kehren. Er legte seine ordentliche Professur in Greifswald nieder, ging nach Halle, wo er sich als Privatdozent der orientalischen Sprachen habilitirte. Hier ward er bald zum außerordentlichen Professor ernannt. Darnach hat er in Marburg und Göttingen gewirkt. In Göttingen ist er Nachfolger des berühmten und um die Bibelforschung hochverdienten Gelehrten de Lagarde. Diesen Wechsel hatte man um so mehr Grund zu bedauern, als Wellhausen mit einem Aufsatze in der Encyclopaedia Britannica, der dann in dem ersten Bande seiner in loser Folge erscheinenden Skizzen und Vorarbeiten auch deutsch erschien, der thörichten Rede, daß seine Kritik nur niederreißen, nicht aufbauen könne, nur negativ, nicht positiv sei — gründlich ein Ende machte. Er bot hier einen glänzenden Abriß vom Verlauf der israelitischen Geschichte, wie er sich auf Grund seiner bisher gemachten Studien und Vorarbeiten ihm darstellte. Da dieser Abriß später in seine größere israelitische und jüdische Geschichte übergegangen ist, so verzichten wir hier auf eine nähere Darlegung seiner Bedeutung. Hatte Wellhausen sich auch von der Theologie getrennt, so sollte seine Arbeit dennoch der alttestamentlichen Forschung auch weiterhin zu gute kommen. Das zeigte ein Werk, wie es auf Grund eingehender arabischer Studien als dritter Teil seiner Skizzen und Vorarbeiten herauskam: „Die Reste des arabischen Heidentums.“

Diese Schrift, die soeben in zweitem, mit einigen Nachträgen versehenen Abdruck erschienen ist, versucht aus der arabischen Litteratur Spuren der vorislamischen Religion zu finden. Die Ausbeute ist reicher, als man erwarten könnte. Es lassen sich nicht bloß eine ziemliche Masse von Göttern dem Namen nach aufzählen, ohne daß es allerdings gelungen ist, stets ihre Bedeutung zu erkennen. Vielmehr, und das ist für uns von besondrer Wichtigkeit, war der Islam ebensowenig wie z. B. das Christentum in Deutschland imstande, alle Spuren

der frühern Religion, die dem Volk doch zu sehr im H[...] saß, bis auf den letzten Rest zu beseitigen. Wie die ge[...] Betrachtung abergläubischer Gebräuche, die zwar mit dem Chri[...] tum in Beziehung gesetzt wurden, ihm aber vollkommen w[...] sprechen, den Forschern wertvolles Material für die Herstel[...] vom Bilde des altgermanischen Glaubens geliefert hat, so [...] sich das Gleiche mit Glück auch bei dem Islam versu[...] Auch Muhammed war nicht imstande, tabula rasa mit den [...] herigen religiösen Gebräuchen und Anschauungen seiner V[...] genossen zu machen. Er mußte vieles davon übernehmen [...] umwandeln. Immerhin lassen sich diese meist noch leicht als [...] heidnisches Gut erkennen, das innerlich dem Wesen des J[...] nicht entspricht, aus ihm heraus nicht geboren sein kann. [...] ist z. B. die Kaaba mit dem schwarzen heiligen Stein ein [...] rühmtes, allverehrtes Heiligtum aus vorislamischer Zeit. [...] Stein selbst ist Sitz einer Gottheit — eine Meinung, di[...] mit dem Islam in schärfstem Widerspruch steht. Doch da [...] Beseitigung dieses Heiligtums unmöglich war, so erscheint [...] Stein als dem Allah geweiht und die dorthin vollführten [...] zessionen als nur Allah geltend. Dadurch tritt nun für [...] Islam Mekka an die Stelle von Jerusalem, nachdem die [...] nung einer Gemeinschaft mit den Juden sich als Täusc[...] erwiesen hatte; dadurch wurde das Band zwischen Arabien [...] dem Islam immer fester gezogen. Aehnlich wie zur Zeit des [...] von Jerusalem (621 v. Ch.) schloß auch hier der Monotheis[...] einen Bund mit dem überlieferten Gottesdienste, daß [...] auf eine Stelle beschränkt und somit seine Einheit gew[...] wurde. Wer denkt übrigens bei diesem heiligen Stein [...] Muhammed nicht unwillkürlich an den Stein zu Betel, der [...] Jakob auch als Sitz Jahves gilt und drum mit einem Oel[...] getränkt wird? Der Jahveanschauung widerspricht eine s[...] Ansicht gewiß, und doch liegt sie Gen. 28 unzweideutig vor. Di[...] innere Widerspruch wird sich auch so erklären, daß ein S[...] etwa kanaanischen Heidentums in die israelitische Relig[...] übernommen ward und, da diese nur einen Gott, der ü[...] dem Lande hauste, kannte, mit diesem durch die Sage von [...] Himmelsleiter in Beziehung gesetzt wurde, gerade wie [...] heilige Stein der Kaaba, wenn er nicht mehr Sitz der G[...] heit sein kann, als Meteorstein erscheint, der vom Himmel [...]

Schon diese Erinnerung an eine biblische Geschichte de[...] darauf hin, was für uns in diesen Studien Wellhausens [...] eigentlich Wertvolle und Interessante ist. Es liegt nicht da[...] daß uns der Weg gezeigt wird, auf dem wir auch auf [...] Gebiete der israelitischen Religion zu einem sichtbaren B[...] der dem ethischen Monotheismus vorangehenden israelitis[...] Volksreligion gelangen. Diese Methode war nicht unbeka[...] Viel überraschender ist, daß wir bei dem israelitischen wie [...] bischen Heidentum eine Reihe gemeinsamer Züge finden, [...] nicht auf Entlehnung zurückgeführt werden können. In [...] Israel wie Alt-Arabien spielen heiliger Stein, heiliges Wa[...] heiliger Baum und Hain eine große Rolle. Ja, das [...] bische Wort für den heiligen Stein nusbe ist genau [...] hebräischen masseba entsprechend. Dabei herrscht beiderseits [...] nächst die Anschauung, daß der Stein Sitz der Gottheit, n[...] diese selbst ist. Darum hat er zunächst keine künstliche Ges[...] die etwa die Gestalt der Gottheit abbildete. In beiden Vo[...] religionen sind die Dämonen, welche besonders in Schlang[...] gestalt gedacht werden, Herren der unwirtlichen Wüste. Be[...] kennen die freundlichen Hausgeister, die man bei Betretung [...] Hauses streichelt, um sie sich günstig zu stimmen. Wie bei [...] Arabern der feierliche Umgang, die Prozession zur Festf[...] ward, so ist dasselbe vom hebräischen Chagg zu behaupten. [...] Frühjahr (Passah) und im Herbst hatte der Hebräer seine eige[...] lichen Feste, auch im Arabischen liegt das Gleiche vor. [...] heiligen Monat der Araber entspricht dabei die geschlossene [...] der sieben Wochen zwischen Ostern und Pfingsten, wie es [...] Alten Testament entgegentritt. Der hebräische Kohen (Pries[...] und der arabische Kâhin, der Orakelspender, sind nicht bloß gleic[...] Namens, sondern auch gleichen Herkommens. Wer unter d[...] Gelübde steht, darf sich das Haar nicht schneiden; dieser [...] sammenhang von Haar und Gelübde zeigt sich im Alten Testam[...] nicht bloß in der Erscheinung der Nasiräer, sondern auch da[...]

adar geloben und nazar weihen schließlich dieselbe Wurzel

Das Wertvolle an diesem Vergleich liegt nun darin, daß ns nach diesem Arabischen vielerlei Eigentümliches und Unverstandnes aus der vorjahvistischen Stufe in Israel ich machen können.

Das liegt um so näher, als ja die Israeliten in der Zeit hrem kanaanäischen Aufenthalt geradeso wie die Araber isirt haben. Wenn demnach ein Stamm einen heiligen verläßt, der ein Heiligtum ist, dem sich eine Familie seines nes als Priesterfamilie geweiht hat, so bleibt doch dieser dem fortgezognen Stamme heilig, aber auch der neu an- nde Stamm verehrt diese Gottheit, sie wächst demnach die Grenzen eines Stammes hinaus. Kommt nun zu ge- Zeit, zur Festzeit des Gottes, der alte Stamm oder Mit- desselben zur alten Stätte, so kommt es zu mancherlei ndungen und Freundschaften, deren Garant die Gottheit Diese Analogien mögen uns vorstellig machen, wie etwa nfänge der Verehrung Jahves, der doch als ein an dem hausender Gott gedacht ist, und seine allmählich wachsende rung gewesen sein mag.

Der vielgehörte Einwurf gegen eine solche Vergleichung. och eine Zeit von mehr denn 2000 Jahren das alte Israel em hier behandelten Alt-Arabien trennen, hat für den mit Gebiete der Religionsgeschichte nur einigermaßen Vertrauten Bedeutung. Gerade Dinge der Volksreligion, des Aber- ns halten sich unverändert durch Jahrhunderte, ja Jahr- de hindurch, oder die Veränderung, die ihnen eine neue on aufnötigt ist derart, daß es leicht ist, das Ursprüng- von dem Neuen zu trennen. Meinhold

---

Uebertritt des Kurfürsten Friedrich August II. von Sachsen zur katholischen Kirche

1. Aus der Vorgeschichte

Wenn das sechzehnte Jahrhundert das Jahrhundert der rmation gewesen ist, so kann das siebzehnte Jahrhundert as der Gegenreformation bezeichnet werden, denn es hat Früchte, die jenes der evangelischen Kirche gebracht ihr zum Teil wieder entrissen. Durch den Passauer ag (1552) und den darauf folgenden Augsburger Re- nsfrieden (1555) hatte die evangelische Kirche in Deutsch- einen festen Rechtsboden gewonnen, auf dem sie sich r entwickelte und ausbreitete. Ein venetianischer Beobachter gt 1558, daß in Deutschland nur ein Zehntel der Be- kung dem alten Glauben erhalten geblieben sei. Selbst ffiziell katholischen Staaten waren die Protestanten in der zahl, und die Landstände forderten von den katholischen en für jede Bewilligung Zugeständnisse auf religiösem ete. Da machte sich seit dem letzten Drittel des sechzehnten hunderts die katholische Kirche, nachdem sie ihre innern legenheiten durch das Tridentiner Konzil geordnet hatte, aller Macht daran, das Verlorene wiedereinzubringen; und Beharrlichkeit, Kühnheit und Rücksichtslosigkeit hat sie in That viel erreicht. Zweierlei mußte ihr bei ihrem Be- n, die evangelische Kirche wieder zu unterdrücken, dienen: reichsgesetzlich anerkannte Territorialsystem (Cujus regio, religio), das, wie es in Frankreich nach Aufhebung des s von Nantes zur Unterdrückung der Hugenotten führte, Deutschland vor, während und besonders nach dem dreißig- gen Kriege den katholischen Habsburgern ermöglichte, gesamte Hausmacht wieder katholisch zu machen — und die igkeit des Jesuitenordens. Der Beruf dieses Ordens ist z gegen den Protestantismus, sein letzter Zweck Ausrottung evangelischen Kirche. Bald mit Gewalt, bald mit List, mit offnem, bald mit geschlossenem Visir, bald im Bunde der Staatsgewalt, bald gegen sie intriguirend, hat er müdlich diesen Kampf fortgesetzt, und der Schlauheit, Ge- otheit, Kühnheit und Gewissenlosigkeit der Jesuiten, ihren matischen Künsten, ihrer Uebung in der Kontroverse, ihrem

Einfluß als Beichtväter und Erzieher ist es gelungen, in manchem Lande den Protestantismus mit Stumpf und Stiel auszurotten, in andern ihn zur kaum geduldeten Sekte herab- zudrücken, dem gesunknen Katholizismus dagegen wieder zu Macht und Ansehen zu verhelfen und überall, wo ihr Einfluß herrschend war, die kommende Generation in fanatischem Haß gegen den Protestantismus und in stumpfer Abhängigkeit von der katholischen Kirche zu erziehen.

Als besonders wichtige Aufgabe mußte es den Jesuiten erscheinen, protestantische Fürsten wieder zur katho- lischen Kirche zurückzuführen, um durch ihre Bekehrung auch ihre Länder für sie zu gewinnen. Der erste regierende Fürst, der zur katholischen Kirche übertrat, war Markgraf Jakob III. von Baden (1590). Da er bald nach seinem Uebertritte starb, blieb dieser ohne Folgen. Sehr folgenreich war dagegen der aus der Vorgeschichte des dreißigjährigen Kriegs bekannte Uebertritt des Pfalzgrafen Wolfgang Wil- helm von Pfalz-Neuburg (1614), der nicht nur als- bald sein eignes an der Donau gelegne Ländchen dem Katholizismus auslieferte, sondern auch später, als die Linie Pfalz-Neuburg in der Kurpfalz zur Nachfolge gelangte, zur Bedrückung der Protestanten in diesem Lande führte. Nur äußern Ruhm brachte der katholischen Kirche der Uebertritt der Königin Christine von Schweden, der Tochter und Nachfolgerin des großen Vorkämpfers des Protestantismus, des Königs Gustav Adolf (1654). In England kehrten die beiden letzten Stuarts zur katholischen Kirche zurück: Karl II. (1685) und schon vor ihm sein Bruder Jakob II. (1670). Der Letztere bezahlte seine Katholisirungsversuche mit dem Throne. Nur vorübergehende Bedeutung hatten die Uebertritte Johann Friedrichs von Hannover (1651), dessen Nach- folger durch die Aussicht auf die englische Thronfolge bei der evangelischen Kirche erhalten wurden, Ernsts von Hessen- Rheinfels (1652), Christian Augusts von Sulzbach (1655), Anton Ulrichs von Braunschweig (1709), der schon vorher seine Tochter Elisabeth der katholischen Kirche zugeführt hatte, damit sie die Gattin des letzten Kaisers aus dem Hause Habsburg, Karls VI., werden könnte (sie ist die Mutter der Maria Theresia), und Alexanders von Würt- temberg (1712). Der glänzendste und, wie die katholische Kirche anfangs meinte, folgenreichste Gewinn aber war der Uebertritt des Fürsten, der über das Wiegenland der Re- formation herrschte, dessen Vorfahren die Schutzherren der Reformation gewesen waren, des Kurfürsten Friedrich August II. von Sachsen (1697).

Werfen wir zunächst einen Blick zurück auf die Stel- lung des sächsischen Fürstenhauses zur Kirche. Be- kanntlich hat sich das Haus Wettin seit 1485 in zwei Linien geteilt, in die ältere ernestinische und die jüngere albertinische, indem Kurfürst Friedrich der Sanftmütige seinem ältern Sohne Ernst die Kurwürde nebst Thüringen und Wittenberg, seinem jüngern Sohne Albrecht dem Beherzten Meißen und Dresden mit dem Herzogstitel vererbte. Der ältern ernestinischen Linie gehören die ehrwürdigen Fürstengestalten an, die uns von Jugend auf als Schutzherren der Lutherischen Reformation wohlbekannt sind: Friedrich der Weise, sein Bruder Johann der Beständige und dessen Sohn Johann Friedrich der Groß- mütige, unter dem nach der Schlacht bei Mühlberg (1547) die Kurwürde und der größere Teil ihres Ländergebiets der ernestinischen Linie verloren ging. Wie zur Reformation, so haben die Ernestiner allezeit treu zur evangelischen Kirche ge- standen. Friedrich der Weise (1486—1525) gehört noch der Uebergangszeit an. Im Papsttum aufgewachsen, ein eifriger Reliquiensammler, um die von ihm erbaute Schloß- kirche zu Wittenberg auszustatten, vom Papste mit der goldnen Rose beschenkt, war er doch von Anfang an der treue Be- schützer Luthers. Wie ganz anders hätten sich die Geschicke Deutschlands gestalten könnnen, wenn er, nach dem Tode Kaiser Maximilians Verweser des Reichs, die ihm angebotne Kaiserkrone angenommen hätte, anstatt ihre Uebertragung auf den spanischen Karl zu bewirken! Sein Bruder Johann der Beständige (1525—1532) ist der Konfessor von Augsburg,

der Vorkämpfer der Reformation, die Säule der evangelischen Partei im Reiche. Dessen Sohn Johann Friedrich der Großmütige (1532—1554) ist der gläubige Dulder, den der Verlust von Land, Würde und Freiheit nicht in seinem evangelischen Glauben erschüttern konnte. Die Nachkommen dieser ernestinischen Kurfürsten sind, nach dem Verluste der Kurwürde mit einigen thüringischen Aemtern entschädigt, die Stammväter der sächsisch-thüringischen Herzogslinien geworden, die der evangelischen Kirche treu zugethan blieben. Drei Jahrhunderte hindurch ist kein Ernestiner katholisch geworden. Erst im Anfang unsers Jahrhunderts trat der letzte Herzog von Sachsen-Gotha, Friedrich IV., 1807 in Rom zur katholischen Kirche über, starb aber bald darauf kinderlos. Ein Jahrzehnt darauf erkaufte Prinz Ferdinand von Koburg die Hand der reichen ungarischen Magnatentochter Antonie Kohary mit dem Glaubenswechsel, und sein Bruder Leopold brachte seinen angestammten Glauben der Erlangung der belgischen Königswürde zum Opfer. Gerade in seinen katholischen Gliedern ist das koburgische Haus auf die Throne von Belgien, Portugal und Bulgarien gelangt und mit den ehemals in Frankreich und in Brasilien regierenden Familien verschwägert.

Ganz anders als ihre ernestinischen Vettern stellte sich anfangs die Linie der Albertiner zur Reformation. Herzog Georg der Bärtige, der bis 1539 in Dresden regierte, war der erbittertste Gegner Luthers. Obwohl ein Enkel des husitischen Böhmenkönigs Georg Podiebrad und ein Sohn der freisinnigen Zedena, die dem verfolgten Gregor von Heimburg in Dresden ein Asyl gewährte, haßte er die Husiten, und als auf der von ihm veranstalteten Disputation in Leipzig Luther sich günstig über Hus zu äußern wagte, hatte er sich damit die Gunst des Herzogs für immer verscherzt. Obwohl von der Notwendigkeit kirchlicher Reformen überzeugt und solche beständig vom Papste fordernd, blieb er doch bis an sein Ende ein Feind der Reformation, der in Luther nichts erblickte, als den kirchlichen Revolutionär, und seine Anhänger mit Feuer und Schwert verfolgte. Eifrig betrieb er die Heiligsprechung des Meißner Bischofs Benno, die er endlich 1523 von dem letzten deutschen Papste Hadrian VI. erlangte. Sein Land wollte er bei seinem kinderlosen Ende lieber an den Kaiser bringen, als es der Lutherischen Ketzerei zur Beute lassen, und verpflichtete sterbend seinen Bruder Heinrich, das Herzogtum bei der katholischen Kirche zu erhalten. Dieser aber, als Herzog Heinrich der Fromme genannt (1539—1541), führte gleich nach seinem Regierungsantritt die Reformation im Herzogtum Sachsen durch. Das Jahr 1539 ist das Reformationsjahr für die meisten Kirchen des heutigen Königreichs, insbesondre die der Hauptstadt Dresden. Auf Heinrich folgten in der Regierung seine beiden Söhne Moritz und August. War der Großvater Georg ein gefährlicher Feind der Reformation gewesen, so war der Enkel Moritz (1541—1553) ein gefährlicher Freund der Evangelischen. Obwohl selbst dem evangelischen Glauben zugehörig, trat er von Anfang an als Gegner des Schmalkaldischen Bundes und als eifersüchtiger Nebenbuhler der mächtigern ernestinischen Linie auf. Durch seinen Anschluß an den Kaiser Karl V. trug er zur Vernichtung des Schmalkaldischen Bundes in der Schlacht von Mühlberg bei. Der Lohn, den er erntete, war der Kurhut, der zugleich mit der größern östlichen Hälfte des ernestinischen Besitzes von seinem unglücklichen Vetter Johann Friedrich auf ihn übertragen wurde. Wie er die evangelische Sache durch Verrat an seinen Glaubensgenossen an den Rand des Verderbens gebracht hatte, so rettete er sie wieder durch Verrat an dem Kaiser. Er erzwang zu Gunsten der Protestanten den Passauer Vertrag, der dann im Augsburger Religionsfrieden seine Bestätigung erhielt. Auf Moritz folgte sein Bruder August (1553—1586), ein kluger, tüchtiger, freilich durchaus nicht selbstloser Fürst. Nach außen erweiterte er sein Gebiet durch Verträge, Ankauf und kaiserliche Belohnung, im Innern legte er den Grund zu einer trefflichen Verwaltung. In kirchlicher Beziehung ist seine Regierung wichtig, weil er die Verwaltung der protestantisch gewordnen

Stifter Meißen, Merseburg und Naumburg-Zeitz durch V
mit den Domkapiteln in seine Hände brachte. Die
streitigkeiten der evangelischen Kirche fanden unter ihm
vorläufigen Abschluß in der Konkordienformel, und die
bolischen Bücher wurden im Konkordienbuch gesammelt.
gleich er treu zur evangelischen Kirche stand, hielt er f
seiner Politik fest zum Kaiser. Mit ihm beginnt der
politische Anschluß Sachsens an Oesterreich, der fast
Jahrhunderte lang gewährt hat. Denn der Versuch
Kanzlers Crell unter Augusts Sohn, Christian I.,
Verbindung mit der Pfalz und mit den Hugenotten ein
testantische Macht herzustellen, der Versuch Arnims unter J
Georg I., die Politik einer dritten Macht zwischen dem
lischen Kaiser und den Schweden zu begründen, sowi
durch den Trieb der Selbsterhaltung diktirte zeitweilige An
Sachsens an Gustav Adolf bilden doch nur kurze Episod
der jahrhundertelangen treuen Gefolgschaft Sachsens
das Haus Oesterreich. Die kurze Regierungszeit Christia
(1586—1591) ist in kirchlicher Beziehung wichtig dur
vom Kanzler Crell hervorgerufnen kryptokalvinistischen Um
die seines Sohnes Christian II. (1591—1611) durch
blutige Unterdrückung. Auf Christian II., der no
jugendlichem Alter seiner Unmäßigkeit zum Opfer fiel,
sein Bruder Johann Georg I. (1611—1656).
Regierung ist aus der Geschichte des dreißigjährigen K
wohlbekannt. Er lehnte die ihm von den Böhmen ange
Krone ab und unterstützte aus Haß gegen die kalvini
Union und deren Vormacht, die Pfalz, den Kaiser Ferdinan
dem er die Lausitzen unterwarf, die ihm 1623 verpfände
1635 im Prager Frieden endgiltig überlassen wurden.
die ihm nach dem Regensburger Restitutionsedikt dro
Gefahr zum Anschluß an die Schweden gezwungen, bl
dem erfolgreichen Gustav Adolf treu, so lange dieser
Als aber nach dessen Tode die Leitung der Ange
heiten in Deutschland nicht auf ihn selbst, sondern auf Oxens
überging, schloß er nach der Schlacht bei Nördlingen mit
Kaiser den Separatfrieden von Prag (1635), der seinem
die wildesten Verheerungen durch die Schweden eintrug.
eigennützige Politik hat ihm nicht die erwünschten Frücht
getragen. Er hat weder das ersehnte Jülich und Cle
langt, noch Halberstadt und Magdeburg, durch deren
werbung Sachsen zur dominirenden Macht im mittlern De
land geworden wäre. Bei seinem Tode teilte er die
tinischen Länder unter seine Söhne. Es entstanden s
Nebenlinien Sachsen-Weißenfels, Sachsen-Merseburg
Sachsen-Zeitz, die aber sämtlich bis zur Mitte des achtze
Jahrhunderts wieder erloschen.

Im Kurstaat folgte ihm sein Sohn Johann Geor
(1656—1680), der in Dresden einen glänzenden Hofstaat
richtete, italienische Sänger dahin zog, die Schätze seiner K
kammer vermehrte und Zeit und Kraft auf rauschende Lu
keiten verwandte, während das Volk durch kurfürstliche E
zur Einfachheit angehalten wurde. So bigott lutherisch,
sein Vater, der gemeint hatte, daß er dem heiligen
das Maul stopfe, wenn er seinen eifrigen Theo
Mäßigung anempföhle, war er nicht, sondern zeigte
tolerant gegen Reformirte und Katholiken. Doch blie
dem Lutherischen Bekenntnis treu. Er gab seinen St
die ausdrückliche Erklärung, sie sollten ihres Eides ent
sein, wenn er nur das Geringste an der Religion ändere,
verheiratete seine einzige Tochter nicht an den neuen K
Leopold, sondern an den lutherischen Markgrafen von Bay
Doch sind schon zu seiner Zeit Versuche gemacht worden,
kursächsische Haus wieder für den Katholizismus zu gewi
Sein österreichisch gesinnter Geheimer-Rats-Direktor Abr
von Sebottendorf galt für einen heimlichen Katholiken,
der Jesuit Spinola, der damals mit Heiratsprojekten
Unionsvorschlägen die protestantischen Höfe bereiste, ver
sein Glück auch in Dresden. Wie weit es auf Wa
beruht, was dem Papste Innocens XI. berichtet wurde,
Kurfürst von Sachsen habe eine große Neigung zur kathol
Kirche, ist nicht klargestellt. Jedenfalls wurden damal

Dresden der kaiserliche und der französische Gesandte streng beaufsichtigt, daß sie an der Messe in ihren Wohnungen keine Bürger teilnehmen ließen. Trotzdem fand man einmal bei dem österreichischen Gesandten zweihundert und bei dem französischen hundert Personen vor.

Johann Georgs II. Sohn und Nachfolger Johann Georg III. (1680—1691), genannt der sächsische Mars, war der bekannte Befreier Wiens, der später am Rhein gegen die Franzosen zu Felde lag und der Republik Venedig sächsische Unterthanen zum Kampfe in Morea überließ. Mit ihm beginnt die Plumpheit und Trunkliebe, die bisher zu Zeiten stark am sächsischen Hofe geherrscht hatte, von der Unsittlichkeit abgelöst zu werden, die im Charakter der damaligen Zeit lag. Unter Johann Georg I. war Hoe von Hoenegg der auch politisch einflußreiche Oberhofprediger und Beichtvater des Kurfürsten gewesen; unter seinem Nachfolger die beiden ehrwürdigen Dr. Weller und Dr. Geyer; Johann Georg III. zog Spener von Frankfurt a. M. als Oberhofprediger nach Dresden. Als dieser es aber gewagt hatte, ihm in einem Schreiben mit Beibehaltung unterthänigsten Respekts den Zustand seiner Seele beweglich vorzustellen, behauptete er, er könne um seines Oberhofpredigers willen nicht in seiner Residenz leben. Die Kurfürstin Anna Sophia, eine geborne Prinzessin von Dänemark, Speners Freundin, schlug zwar vor, Spener solle nur die Hofkapelle quittiren und in einer andern Kirche predigen, aber am 1. April 1691 wurde ihm der Abschied ins Haus geschickt. Spener erklärte, daß er mit größerer Freudigkeit von Dresden wegzöge, als daß er dort bliebe, und nahm die ihm angebotne Bestallung als Propst in Berlin an. Schon drei Monate hernach starb der Kurfürst. Anna Sophia blieb Speners Freundin; sie behielt ihn sogar als ihren Beichtvater bei und ließ ihn jährlich zweimal nach ihrem Witwensitze Lichtenburg bei Torgau kommen.

Johann Georgs III. älterer Sohn, der ihm zunächst in der Regierung folgte, Johann Georg IV. (1691—1694), hatte schon vor seiner Thronbesteigung eine Maitresse, die er mit allem Glanze umgab, das bekannte Fräulein von Neitschütz. Sie war an seiner Seite, als er in Leipzig seine Braut, die verwitwete Markgräfin von Bayreuth, Eleonore Erdmuthe Luise, empfing. Auch nach der Verheiratung behauptete sie, vom Kaiser zur Gräfin von Rochlitz erhoben, ihre Stellung; ja sie erhielt sogar nachträglich ein schriftliches Eheversprechen und wagte es, sich als des Kurfürsten rechte Frau und die Kurfürstin als Konkubine zu bezeichnen. Auf der Höhe des Glanzes wurde sie, noch nicht zwanzigjährig, von den schwarzen Blattern dahingerafft. Der Kurfürst, der sich von ihrer Leiche nicht trennen konnte, wurde angesteckt und starb wenige Wochen nach ihr, wahrscheinlich infolge der allerdings schon überstandnen Krankheit und nicht an Gift, das ihm die Adelspartei am Hofe beigebracht haben soll. Der Gräfin von Rochlitz war, weil sie die Sündlichkeit ihres Verhältnisses zum Kurfürsten nicht zugeben wollte, von den Dresdner Geistlichen der Reihe nach im Beichtstuhl die Absolution versagt worden. Schon stand sie im Begriff, katholisch zu werden, und wollte am ersten Osterfeiertage 1694 öffentlich katholisch kommuniziren, als sie am Mittwoch vorher starb. Sie wurde mit höchstem Pomp in der Sophienkirche beigesetzt. Nach dem Ableben des Kurfürsten aber wurde gelegentlich des Prozesses, der gegen ihre Mutter wegen Bezauberung des Kurfürsten geführt wurde, der Leichnam wieder der Gruft entnommen und hinter dem Abort der Sakristei eingescharrt. Johann Georg IV. ist der letzte sächsische Kurfürst, der im Dom zu Freiberg begraben liegt. Die alten Markgrafen von Meißen ruhen in Altenzelle, die ersten Kurfürsten in Meißen, die protestantischen Albertiner in Freiberg, die katholisch gewordnen seit Friedrich August III. in der katholischen Hofkirche zu Dresden.

Kurfürst Friedrich August II. (1694—1733) war, wie wir gesehen haben, nicht der erste Wettiner, an den die katholischen Bekehrungsgelüste sich herangemacht haben. Er war auch nicht der erste Wettiner, der wirklich zur katholischen Kirche übergetreten ist. Der erste ist vielmehr ein Prinz aus der Linie Sachsen-Weißenfels, Namens Albrecht, der 1687 übertrat, aber schon 1692 starb. Von weit größern Folgen war der Uebertritt des Prinzen Christian August von Sachsen-Zeitz, eines Enkels Johann Georgs I., eines Sohnes des treulutherischen Herzogs Moritz von Sachsen-Zeitz. Durch einen jesuitischen Domherrn wurde er 1689 zu Paris bekehrt. Nach Konvertitenart entwickelte er einen gewaltigen Eifer für seinen neuen Glauben. In einem seiner Briefe an den Papst heißt es: „Die Zurückführung des Hauses Sachsen, namentlich des Kurhauses, in den Schoß der katholischen Kirche und die Wiederherstellung der katholischen Religion in sämtlichen sächsischen Ländern soll die alleinige Aufgabe meines Leben sein.“ Von der Kurie wurde er mit Ehren und Titeln überschüttet. Er stieg vom Kanonikus zum Bischof von Raab, zum Erzbischof und zum Kardinal und ward in kurzer Zeit der einflußreichste Kirchenfürst im Reich. Seinen Bemühungen ist es gelungen, vier Glieder seines Hauses der römischen Kirche zuzuführen: seinen Vetter, den Kurfürsten Friedrich August II., dessen Sohn, den Kurprinzen, den spätern Friedrich August III., seinen eignen Bruder, den Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz, der aber dann durch das treue Bemühen August Hermann Franckes für die evangelische Kirche zurückgerettet wurde, und seinen Neffen Moritz Adolf.

G Streit

Ein Findelhaus

Aus dem religiös-sittlichen Leben Italiens

Vor einigen Jahren erregten Enthüllungen über eine deutsche, in katholischen Händen befindliche Irrenanstalt das größte Aufsehen. Was damals ans Licht gezogen wurde, erscheint geringfügig im Vergleich mit den Thatsachen, die soeben in einem katholischen, in Italien befindlichen Findelhaus konstatirt worden sind und im ganzen Lande einen Schrei des Unwillens erregt haben. Es handelt sich um einen Kindermord, dem mehrere Hundert zum Opfer gefallen sind.

Findelhäuser giebt es nur bei romanischen Völkern, wo bekanntlich der Katholizismus herrscht. Italien hat solche Häuser in allen großen Städten, und Neapel besitzt das größte im Lande, nach dem Urteil Kundiger das größte Findelhaus auf Erden. Vor reichlich sechshundert Jahren ward es infolge eines Gelübdes gegründet, nach und nach durch Stiftungen der Mildthätigkeit bereichert und mit einer großen Marmorkirche versehen; es trägt den offiziellen Namen: „Heiliges Haus der Maria Annunziata.“ Maria gilt als Beschützerin der Findlinge, und diese heißen im Volksmunde gewöhnlich: Kinder der Madonna. Weshalb das Volk jene armen Kinder sarkastisch auch Priesterkinder (Fanciulli dei preti) nennt, bleibe hier unerörtert. Gegen zweitausend Säuglinge werden alljährlich in erwähntes Findelhaus gebracht und damit unter den Schutz der Madonna gestellt, aber nicht alle Trovatelli (Findelkinder) bleiben darin. Selbst ärmere Familien halten es für eine Ehre, ein Findelkind zu adoptiren, und dies geschieht meistens dann, „wenn die Madonna aus solchem Hause ein Kindlein zu sich in den Himmel genommen hat.“ Die Lücke pflegt man durch ein „Kind der Madonna“ auszufüllen, das als eine Segensquelle für die Familie betrachtet und vorzüglich behandelt wird. Ein Kind der Madonna bestrafen? Nimmermehr!

Manche der kleinen Säuglinge werden Ammen auswärts übergeben, die meisten aber bleiben im heiligen Hause der Annunziata, wo reiche Mittel vorhanden sind, um ihnen durch Ammen eine vorzügliche Verpflegung angedeihen zu lassen. Jenen armen, hilflosen Wesen, Kindern des Elends oder der Schande, soll in den Hallen des erwähnten Palastes, in dem „heiligen Hause“ liebevolle Pflege zu teil werden, die ihre Mütter nicht geben können, nicht geben wollen, vielleicht nicht geben dürfen. Nicht selten geschieht es, daß eine ehrbare Mutter, deren Säugling „von der Madonna zum Himmel geführt“ wurde, infolge eines Gelübdes freiwillig und ohne Entgelt einen Ammendienst für längere Zeit im heiligen Hause übernimmt, und unter den herangewachsenen, im genannten Hause verbliebnen Mädchen wird manche infolge eines Gelübdes

verheiratet. Ein Seemann hat vielleicht im Sturm, ein Jüngling vielleicht in schwerer Krankheit gelobt, ein Kind der Madonna zu heiraten, falls diese Rettung in Gefahr, Hilfe und Heilung bringen werde. Einst ward die Göttin Diana als Beschützerin der Säuglinge angesehen und hatte deshalb bei den Griechen das Prädikat: Pflegerin der Säuglinge. Ihre Funktion ist auf die Madonna übergegangen. Aber die griechisch-römische Welt des Heidentums, das die Kinder in die unbeschränkte Gewalt des Vaters gab, kannte keine Findelhäuser. Die Grundlage für sie schuf Konstantin, der das Aussetzen sowie das Verpfänden der Kinder untersagte und armen Eltern zur Aufziehung ihrer Kinder Unterstützung aus öffentlichen Mitteln gewährte. Wie wenig indes fürs erste solche dem Geist des Christentums entstammenden Verbote nützten, zeigt z. B. Neapel, wo bis zum dreizehnten Jahrhundert, d. h. bis zur Errichtung eines Findelhauses, das Aussetzen von Kindern zu den Volksgewohnheiten gehörte. Das ist dieselbe Stadt, von der uns Petrarca in seinem Reisebericht erzählt, daß er in ihr das grauenvolle Schauspiel blutiger Gladiatorenkämpfe schaute.

Wer vor Jahren das Findelhaus in Neapel besuchte, mußte sich über die in ihm vorhandnen Einrichtungen, über die Sauberkeit, die gesunden, luftigen Räume, die Sorgfalt der das Innere überwachenden französischen barmherzigen Schwestern freuen. In weiten Hallen sah man lange Reihen der mit schneeweißen Vorhängen versehenen Kinderbetten, in jedem zwei Säuglinge im schneeweißen Spitzenhemdchen. Je zwei Säuglinge wurden von einer gesunden, kräftigen Amme genährt. In andern Sälen sah man heranwachsende Mädchen bei verschiedner Beschäftigung, überall aber freute man sich über Ordnung und Reinlichkeit, sowie über das gute Aussehen der Insassen des Hauses. Wir fragten bei einem Besuch im „heiligen Hause," warum man keine heranwachsenden Knaben erblicke, und erhielten zur Antwort, daß solche durchweg schon früh von ordentlichen Familien adoptirt würden, während man nur selten ein Mädchen an Kindesstatt annehme.

Vor etwa fünfzig Jahren waren die Zustände im „heiligen Hause" anders. Damals, als diese Wohlthätigkeitsanstalt sich noch unter priesterlicher Herrschaft befand, erschien das noch heute unvergessene Buch von A. Ranieri, das die Mysterien des Findelhauses enthüllte und ein Bild des Grauens und Entsetzens vorführte. Es bewies, daß das heilige Haus den armen Kindern zur Hölle werde, enthüllte die Selbstsucht, Unbarmherzigkeit, Heuchelei, Sittenlosigkeit der Geistlichen und wirkte wie eine platzende Bombe. Dem Verfasser brachte es schwere Verfolgung, dem heiligen Hause aber Besserung.

Heute braucht kein zweiter Ranieri die Feder zu ergreifen, um das Jammerleben eines Findlings zu schildern: die staatliche Behörde, der jenes Findelhaus schon seit Jahren unterstellt ist, hat kürzlich eine sieben Monate dauernde Untersuchung angestellt, die unvermeidlich wurde, weil sich Gerüchte schlimmster Art verbreitet hatten und die öffentliche Meinung eine Untersuchung forderte. Es wurde eine Kommission bestellt, die, wie gesagt, sieben Monate nötig hatte, um ihre Arbeit zu vollenden. Soeben hat sie ihren Bericht veröffentlicht, die Behörden von Stadt und Provinz haben sich mit der Sache beschäftigt, die Landesvertreter in der Deputirtenkammer zu Rom haben darüber verhandelt. Zugleich ist an genannten Stellen konstatirt worden, daß in allen Wohlthätigkeitsanstalten des ehemaligen Königreichs Neapel Korruption herrscht, daß nur ein Bruchteil der Einkünfte für den bestimmungsmäßigen Zweck verwendet, der größere Teil dagegen für Verwaltung, Kultus u. s. w. ausgegeben wird. Es wurde behauptet, daß nur ein Drittel der Einkünfte jener neunhundertsechsundachtzig Wohlthätigkeitsanstalten den Bedürftigen zu gute komme. Damit ward offiziell ausgesprochen, was hier im Süden allgemein bekannt ist, nämlich die Thatsache, daß Habsucht, Egoismus, Betrug und Arglist in solchen Wohlthätigkeitsanstalten die beabsichtigte Wohlthat hindern und unmöglich machen. Im erzkatholischen Süden fehlt nicht die Fruchtbarkeit des Bodens, fehlt nicht die Heiterkeit des Himmels, nur den Menschen fehlt etwas: das Gewissen! — Dieses ist stumpf, weil die römisch-katholische Kirche versäumt, es zu wecken und zu schärfen.*)

Aus dem Bericht genannter Untersuchungskommission seien hier die wichtigsten Thatsachen erwähnt.

Während der letzten zwölf Monate verblieben im Findelhause achthundertsechsundfünfzig (856) Säuglinge, und diese sind alle mit einander, drei ausgenommen, im Laufe der angegebnen Zeit gestorben. Als jene zwölf Monate zu Ende waren, konnte der Tod triumphirend auf das Werk seiner Sense und gewisse Christenmenschen auf den schauerlichen Erfolg ihrer Gewissenlosigkeit blicken. Welches die Ursache jenes Sterbens war, ist klargestellt. Man gab einer jeden Amme drei bis vier Säuglinge zum Nähren, man reichte den Ammen ungenügende Nahrung und ließ sie hungern, man befahl, die Erwärmung des Wassers zum Baden der Kindlein zu unterlassen, man duldete unter den Ammen ihrer fünf mit ekelhaften Krankheiten behaftete, man vernachlässigte kranke Säuglinge so sehr, daß z. B. an einem Tage sieben elendiglich starben. Was die an auswärtige Ammen übergebnen Kinder betrifft, so verfuhr die Verwaltung mit einer Gewissenlosigkeit, die nicht größer sein konnte. Die Untersuchung stellte fest, daß man von siebenundsiebzig Kindern nicht weiß, wo sie geblieben sind. Eine größere Anzahl dieser Unglücklichen überließ man einer Frau aus der Provinz Rom, aber keiner weiß, wo sich diese jetzt befindet, und es läßt sich vermuten, daß jene Kinder von ihr verkauft worden sind oder baldigst zur Bettelei benutzt werden. — Heranwachsende Knaben sollen, wenn sie nicht adoptirt werden, aus dem Findelhause in eine große Armenanstalt gebracht werden, um dort ein Handwerk zu lernen, wofür das „heilige Haus" zu zahlen hat. Statt dessen wurden viele Knaben, die sich stets gut betragen hatten, einer Korrektionsanstalt (!) überliefert, wofür das heilige Haus nichts zu zahlen brauchte. Letzteres hat jährlich eine Einnahme von 568000 Lire, voll ausreichend, um allen Bedürfnissen bestens zu genügen. Die Verwalter der Anstalt zogen es vor, die Sache billig einzurichten und verwendeten für die armen kleinen Kinder nur 149000 Lire, wobei es möglich wurde, für die heranwachsenden Kinder mit 106000 Lire auszukommen, und dann unter verschiednen Bezeichnungen Posten in der Rechnung aufzuführen, als z. B. 9000 Lire für Kontrakte und Prozesse, 7648 Lire zur Disposition der Verwalter u. s. w. Welchen Weg die Einnahmen der Anstalt in Wirklichkeit genommen haben, während achthundertdreiundfünfzig Kinder vor Hunger oder wegen Vernachlässigung elend starben, dürfte später ans Licht kommen, wenn man die drei Verwalter, deren jeder als Inhaber des Komturkreuzes den Titel Commendatore führt, in Anklagezustand versetzt.

Italien, das als Staatsreligion die römisch-katholische besitzt, das Land des Papstes, der einmal über das andre behauptete, es sei das bevorzugte Gebiet der Himmelskönigin Maria und schöpfe aus seiner von den Vätern ererbten Religion alle erdenklichen Segnungen, Italien hatte noch vor fünfzig Jahren den traurigen Ruhm, das Land der Briganten zu sein. Das Geschlecht dieser Rinaldo Rinaldinis ist neuerdings einigermaßen ausgestorben, hat aber reichen Ersatz gefunden in einem Brigantentum, das in Frack und weißer Halsbinde, mit Titeln und Orden versehen, jenes Handwerk ausübt. Eine lange Reihe von Prozessen hat während der letzten fünf Jahre das Treiben dieser modernen Wegelagerer offenbart und die in dem von der Madonna bevorzugten Lande vorhandne Korruption enthüllt.

Th Trede

Das evangelische Diakonissen- und Krankenhaus in Freiburg im Breisgau

Vielfach ist dem Evangelischen Bunde der Vorwurf gemacht worden, er gehe zu sehr auf in polemischer Thätigkeit. Auch solche, die die Notwendigkeit eines Zusammenschlusses aller evan-

---

*) Immerhin dürfen wir darüber das oben den französischen barmherzigen Schwestern gespendete Lob nicht vergessen. D H

hen Christen gegen die römische Aggression vollkommen ein-
, haben häufig wenig Sympathie für die konfessionelle
mik, die mit dieser Abwehr unvermeidlich verbunden ist.
i haben Unrecht, wenn sie die Notwendigkeit des Kampfes
der unablässigen Beobachtung der katholischen Propaganda
nnen; aber sie haben Recht in dem Gefühl, daß wirksamer
alle Polemik die Stärkung und Ausrüstung der eignen
e ist, insbesondre die Förderung ihrer Liebesthätigkeit. Die
ung des Evangelischen Bundes selber ist von Anfang an von
r Ueberzeugung durchdrungen gewesen und hat die Unter-
ung einer ganzen Anzahl von Werken, für die ein gemein-
s Interesse der gesamten evangelischen Kirche beansprucht
en kann, in die Hand genommen und den Zweigvereinen
ohlen. Unter diesen steht gegenwärtig im Vordergrunde des
resses und der Thätigkeit des Bundes ein Unternehmen,
das wir durch diese Zeilen die Aufmerksamkeit der Leser
Christlichen Welt lenken möchten: das **Diakonissen- und
nkenhaus in Freiburg im Breisgau**, dem auf Grund
ndrer Umstände eine über die lokale Sphäre weit hinaus-
nde Bedeutung zukommt.
Das weite Gebiet des südlichen Großherzogtums Baden,
größern Hälfte katholisch, aber mit zahlreichen evan-
chen Enklaven und Diasporagemeinden durchsetzt, besitzt
er kein eignes Diakonissenhaus. Die Nachfrage nach Ge-
ndeschwestern ist in den evangelischen Gemeinden dieser
enden in ständigem Wachsen, je mehr das segensreiche
ken dieser für die Diaspora doppelt wichtigen Institution
allgemeinen Kenntnis gelangt ist, — aber die beiden be-
nden, in großer Entfernung gelegnen badischen Häuser in
lsruhe und Mannheim, die naturgemäß ihre nähere Um-
ng bevorzugen, sind weitaus nicht imstande, dem Bedürfnis
genügen. Gemeindeschwestern will deshalb das geplante
burger Haus in erster Linie ausbilden und aussenden. —
er wird es als unangenehmer Notstand empfunden, daß die
gelischen Kranken, die aus weitem Umkreis in großer Zahl
Freiburger Krankenhäuser aufsuchen, durch die vorzüglichen
fte der dortigen medizinischen Fakultät angezogen, auf katho-
-kirchliche Anstalten angewiesen sind, soweit die große all-
eine Klinik, die übrigens auch von katholischen Schwestern
ent wird, ihren Ansprüchen nicht genügt. Und endlich tritt
Umstand hinzu, dem für das Ansehen und den Erfolg des
ngelischen Bundes selber eine erhebliche Bedeutung zuzu-
en ist. Der Bund verfügt bereits über eine Anzahl von
western, die seinerzeit im Diakonissenhaus zu Schwäbisch-Hall
gebildet worden, dann aber infolge von Differenzen des
desvorstandes mit der Leitung des dortigen Hauses aus dessen
bande ausgeschieden und nun sämtlich als Gemeindeschwestern
badischen Gemeinden thätig sind. Die Leitung und Fürsorge
diese Schwestern hat seit Jahren der Vorsitzende des badischen
desvereins des Evangelischen Bundes, Professor Thoma in
lsruhe (der Dichter vielgenannter und vielfach aufgeführter
stav-Adolf- und Melanchthonfestspiele), unter dem Beistand
er Gattin mit großer Hingebung durchgeführt; doch ist dieser
tand natürlich auf die Dauer nicht haltbar. Jede Schwestern-
ft bedarf eines Mutterhauses, das die Erziehung, den Unter-
t, die Leitung und Fürsorge für die Schwestern übernimmt,
in das jede Diakonissin von Zeit zu Zeit zurückkehrt, um
Fühlung mit der Gemeinschaft und dem in ihr herr-
nden Geist aufrecht zu erhalten. Es ist deshalb nicht nur
Gewinnung eines weitern Nachwuchses, sondern auch die
altung der schon vorhandnen Schwesternschar davon abhängig,
der Bund für diese wieder ein Diakonissenhaus (mit
taltskrankenpflege) erwirbt, und hierfür ist das Freiburger
s in Aussicht genommen. Die Errichtung erfolgt —
schon früher die vorbereitenden Schritte und künftig die
waltung — im engen Einverständnis der aufstrebenden
ngelischen Gemeinde Freiburgs und des Evangelischen Bundes,
(abgesehen von kleinen Beiträgen der Zweigvereine) in
er letzten Jahresversammlung 20000 Mark bewilligt und
tere Unterstützung in Aussicht gestellt hat. Im ganzen sind
its etwa 180000 Mark — darunter ungefähr die Hälfte in
iburg selbst — gesammelt, ein großer und gut gelegner

Bauplatz ist erworben, und es wird gegenwärtig mit dem Bau begonnen, zu dessen Fertigstellung jedoch noch weitere größere Beträge erforderlich sind.

Wir glauben, daß das, was hier über das Unternehmen gesagt worden ist, ausreicht, um die Leser davon zu überzeugen, daß es das Interesse und die Unterstützung aller deutschen Protestanten verdient. Die Sympathie gerade des Leserkreises der Christlichen Welt aber wird noch durch den Umstand erhöht werden, daß an diesem Werk evangelische Christen der verschiednen kirchlichen Richtungen einträchtig zusammenwirken. Alle Freunde des Evangelischen Bundes, und zwar gerade seiner praktisch-produktiven Arbeit, — Alle, die für die weitere Ausbreitung der segensreichen Einrichtung der Gemeindeschwestern ein Herz haben, sind gebeten, ihr Interesse dem Freiburger Hause zuzuwenden. Die Redaktion der Christlichen Welt hat sich freundlich bereit erklärt, Beiträge anzunehmen. Auch an die beiden evangelischen Stadtpfarrer Freiburgs, Dr. Hasenclever und Schmitthenner, können sie eingesandt werden, wie auch die Genannten gern bereit sind, solchen, die an ihrem Wohnort Sammlungen einrichten möchten, den gedruckten Aufruf des Vorstandes zugehen zu lassen. Friedrich von Oertzen

---

Eine Gefahr für unser evangelisches Kirchenlied

Im Jahre 1885 ist ein evangelisches Gesangbuch veröffentlicht worden, dessen Bedeutung weit über die Grenzen der preußischen Landeskirche hinausreicht: das in offiziellen Gebrauch genommene Evangelische Gesangbuch für das deutsche Kriegsheer, dem 1892 auch noch ein besondres für die gleichen Militärgottesdienste bestimmtes offizielles Melodienbuch beigegeben worden ist. Gerade in den Kreisen, die bei der Herstellung dieses Gesangbuchs direkt oder indirekt beteiligt gewesen sind, ist der Gedanke eines allgemeinen deutschen evangelischen Gesangbuchs lebhaft erörtert worden und Vielen als ein Plan für die Zukunft stehen geblieben. Man habe zu klagen über die Vielgestaltigkeit der Texte in den verschiednen, im Gebrauch befindlichen Gesangbüchern, noch mehr über die Vielgestaltigkeit der Melodien, die oft durch Willkürlichkeit verunzirt seien. Dem allem könne durch ein in größerem Umfang ausgearbeitetes Gesangbuch, sei es für die preußische*), sei es gar für alle evangelische Landeskirchen Deutschlands abgeholfen werden. Auch Gründe der Bequemlichkeit oder sagen wir lieber der Trägheit können für ein solches allgemeines Gesangbuch vorgebracht werden; sie dürfen wir hier beiseite lassen. Aber wem ist es noch nicht begegnet, daß er einmal an einem fremden Platze am Gottesdienst teilnimmt und nun plötzlich merkt, das ihm wohlbekannte Lied wird hier in einer ganz andern Gestalt gesungen als in der für ihn gewohnten? In städtischen Gemeinden, hier und da auch in Landgemeinden hilft man über solche Unbequemlichkeiten hinweg, indem man eine Anzahl Gesangbücher zum Verleihen bereit hat, und das wird meistens ausreichen.

Für uns kommt es allein darauf an: Was würde die Ausarbeitung eines gemeinsamen Gesangbuches, wenn auch nur innerhalb der preußischen Landeskirche, zu bedeuten haben für die Fortentwicklung des evangelischen Kirchenliedes?

Man konnte sehr wohl aus dem reichen Liederschatz unsrer Kirche hundertundfünfzig Lieder auswählen, die für unsre deutschen Soldaten einen Schatz bilden, daheim wie im Felde. Dieses Militärgesangbuch stellt sich damit neben Sammlungen wie die der „Achtzig Kernlieder," mit denen man wohl bei den Gottesdiensten mehr als eines Geistlichen auskommen kann; denn es fehlt auch heute nicht an solchen, die Wert darauf legen, Lieder auszuwählen, die in Text und Melodie den Gemeinden geläufig sind. Aber die Gemeinde verlangt für ihre Bedürfnisse, sei es im kirchlichen Gebrauch, sei es bei der häuslichen Erbauung, doch ungleich mehr, und wenn man

---

*) Bei den Verhandlungen über die neue preußische Agende hat ein angesehenes Mitglied der Generalsynode, Professor Zorn in Königsberg, den Wunsch geäußert, es möge der einheitlichen Agende nun auch ein einheitliches Gesangbuch folgen, und zwar gerade bei der Schlußberatung über die Agende.

an einzelnen Orten gemeint hat mit fünfhundert Liedern auszukommen, so mag die Teilnahmslosigkeit und Sorglosigkeit der Gemeindeglieder hierzu mit geholfen haben, vielleicht gar der Umstand, daß in der römischen Kirche ja ein noch viel kleinerer Liedervorrat ausreicht für den Gemeindegebrauch. Im allgemeinen werden ja auch die in neuerer Zeit erschienenen Gesangbücher sechs- bis siebenhundert Lieder enthalten.

Der durchschnittlich ziemlich gleiche Umfang unsrer Gesangbücher kann leicht auf den Gedanken bringen, daß auch der Liederschatz wesentlich derselbe sei, aber gerade hierin zeigen sich weit stärkere Verschiedenheiten, als man zunächst erwartet. Durch örtliche Einflüsse und Gewohnheiten ist der den Gemeinden liebgewordne Liederschatz im Osten und Westen, im Norden und Süden unsers Vaterlandes ein recht verschiedner; nicht bloß gilt dies von den Liedern der ältern, sondern auch von denen der neuern Zeit. Es ist durchaus irrig, wenn uns so oft gesagt wird, es gäbe heute keine Kirchenliederdichter mehr. Was uns an Neuem geboten wird, erscheint zunächst in irgend welcher Sammlung geistlicher Lieder, und es handelt sich nun darum, ob diese genügend Anklang findet, bis das für den Gemeindegebrauch Verwendbare in die Gesangbücher gelangt. Daß frühere Jahrhunderte mehr für das Kirchenlied geleistet haben als das gegenwärtige, ist richtig, aber gerade unsre Zeit macht es den neuern Dichtern besonders schwer, zur Geltung zu gelangen. Lieder, die sich bereits ganz eingebürgert hatten in der Gemeinde, so Novalis': Wenn alle untreu werden, Wenn ich ihn nur habe, Luise von Hayns: Weil ich Jesu Schäflein bin, Haußmanns: So nimm denn meine Hände, sind in dem 1886 erschienenen Gesangbuch für die Provinz Brandenburg wieder unter die geistlichen Volkslieder verwiesen. Man findet ihre Ausdrucksweise zu subjektiv.

Was das Aufkommen neuer Lieder besonders zurückhält, ist, daß die Zahl der in unsrer Kirche gebräuchlichen Gesangbücher eine viel geringere geworden ist, als sie es noch im vorigen Jahrhundert war. Damals besaß noch jede größere Stadt ihr eignes Gesangbuch, und gerade hierdurch hatten neu entstehende Lieder es viel leichter, in die Gemeindebücher zu gelangen: man suchte damals das Neue; brachte doch das Chemnitzer Gesangbuch von 1713 alle Paul Gerhardtschen Lieder mit einziger Ausnahme des Wiegenliedleins (Nr. 114 bei Goedeke). Daß in andern Fällen auch Minderwertiges Aufnahme gefunden hat, ist zuzugeben, aber das Interesse an neuen Gesangbuchliedern ist damit rege erhalten worden, wie uns dies ja auch die stattliche Zahl der im vorigen Jahrhundert entstandnen Choralmelodien beweist. So manches der Lieder von Arndt, Gerok, Hagenbach, Kirchner, Spitta darf sich selbst neben solchen recht gepriesener Kirchenliederdichter älterer Zeit sehen lassen, nur daß noch immer eine gewisse Angst zu bestehen scheint, sie in unsre Gesangbücher einzuführen. Dafür trägt man kein Bedenken, nach wie vor singen zu lassen:

> Leide dich, leide dich!
> Zion, leide ohne Scheu
> Trübsal, Angst und Spott und Hohne,
> Sei bis in den Tod getreu,
> Siehe auf die Lebenskrone!
> Zion, fühlest du der Schlangen Stich,
> Leide dich, leide dich!

Und doch ist für dieses seiner schönen Melodie wegen bevorzugte Lied längst schon eine bessere Form hergestellt. Lieder Martin Luthers, auch wo sie sprachliche Altertümlichkeiten haben, soll man nicht ändern, aber Luther beherrscht denn doch auch die deutsche Sprache in ganz andrer Weise als der biedre Johann Eusebius Schmidt (gest. 1745). Man sieht heute mit Achselzucken auf die Umdichtungen, die einer großen Zahl unsrer Kirchenlieder Klopstock hat zu teil werden lassen, aber eine gewisse Berechtigung läßt sich diesem Verfahren doch nicht absprechen, wenn es auch mit ungleich größerer Behutsamkeit hätte geübt werden müssen. So hätte heute gewiß ein Anrecht auf Umdichtung: Wie schön leucht uns der Morgenstern! nur daß freilich die Grundgedanken der alten Tageweise erhalten bleiben müßten, bei der eigenartigen, aber aus der Herkunft des Liedes erklärlichen Gestaltung des Strophenschlusses allerdings eine schwierige Aufgabe.

Die große Mannichfaltigkeit der Gesangbücher, wie noch im vorigen Jahrhundert bestanden und der Weiterentw lung unsers Kirchliedes nur zum Vorteil gereicht hat, ist unserm Jahrhundert größerer Einheitlichkeit gewichen. kleinern Landeskirchen haben meist heute jede ein auf ih Gebiet geltendes Gesangbuch, die altpreußischen Provinzen, sie die preußische Landeskirche bilden, haben sich im le Jahrzehnt ihre eignen Provinzialgesangbücher geschaffen, w auch die frühern Ortsgesangbücher noch teilweise daneben Gebrauch sind. Die Schaffung eines Gesangbuches für preußische Landeskirche wäre hier also nur ein Schritt. Da würden aber für ein Menschenalter oder vielleicht viel län sechs- bis siebenhundert Lieder als ein Normalgesangbuch f gelegt. Sollte diese Aufgabe auch mit noch so viel Fleiß Geschick gelöst werden, sicher bleibt, daß hier lokale Wüns die ihr vollstes Recht hätten, gehört zu werden, nur in geringem Grade berücksichtigt werden könnten. Das Ergeb wäre: Uniformität auch für das Gesangbuch, dieselbe Uniformi die auf so vielen Gebieten unsers kirchlichen und staatlic Lebens so schwere Schäden in sich schließt. Sobald ein sol Gesangbuch für die Landeskirche bestünde, wäre jede Möglichk abgeschnitten, innerhalb dieser weitausgedehnten Landesteile irg ein neues Kirchenlied hereinzubringen, bevor es nicht die Zen der Generalsynode bei einer etwaigen Neuauflage dieses Gesa buchs durchgemacht hätte. Solch gewaltsames Einschränken kirchlichen Liederdichtung aber kann doch nun und nim jemand wünschen, der das evangelische Kirchenlied lieb hat.

> Singe, wem Gesang gegeben
> In dem deutschen Dichterwald.
> Das ist Freude, das ist Leben,
> Wenns von allen Zweigen schallt.

Auch auf unser evangelisches Kirchenlied dürfen wir d Verse Uhlands anwenden; dem geistlichen Lied soll Gelegen gegeben sein, möglichst oft an die Gemeinde heranzutreten, dann kann es weiter wachsen. Wie hätte die evangelische Ki Deutschlands hunderttausend Kirchenlieder sich schaffen kön wenn man zwölf Millionen evangelische Christen gezwung hätte, alle ein und dasselbe Gesangbuch mit seinen sechs- siebenhundert Liedern zu benutzen? Wollte man für die preußischen Provinzen ein gemeinsames Gesangbuch der Land kirche herstellen, so wären vom gleichen Tage an auf dies Gebiete dem evangelischen Kirchenliede die Lebenswurzeln geschnitten. Unser Kirchenlied braucht, um weiterleben zu könn notwendig Vielgestaltigkeit der Gesangbücher, und wenn wir a darin nicht mehr über den bestehenden Umfang hinauskomm können, denn das Freikirchentum hat doch, Gott sei Dank, Deutschland nur einen begrenzten Anhängerkreis, so müssen um so mehr jedem Versuch entgegentreten, der hier Uniformi erstrebt. Ein einheitliches Gesangbuch für die evangelis Kirchen Deutschlands hieße nichts andres als der Tod des ev gelischen Kirchenliedes.

Weil

Aeußerlichkeiten im Gottesdienst

Für das Seelenheil der Gemeinden und der Geistlic und für die Frömmigkeit im tiefsten Sinne ist es gleichgilt ob die Aeußerlichkeiten im Gottesdienst und bei den Amtshan lungen der Geistlichen in der einen oder andern Weise geha habt werden. Trotzdem können gerade solche Aeußerlichkei sehr wichtig werden für die Kraft und Schönheit der Gotte dienste, für das Verständnis und den Einfluß der Christenleh für die Wahrheit und Reinheit des Gemeindelebens, für Belebung und Pflege der persönlichen Frömmigkeit. In al diesen Beziehungen können sie hebend und belebend oder störe und vernichtend einwirken.

Man kann dies ganze Gebiet nach vier Gesichtspunk beurteilen. Eine Reihe von jenen Aeußerlichkeiten ist kirch rechtlich notwendig zum Vollzug einer kirchlichen Handlu z. B. das Besprengen mit Wasser bei der Taufe, die For der Absolution bei der Beichte. Andre Aeußerlichkeiten werd durch den Anstand und das Taktgefühl bestimmt; und ger

hier können Kleinigkeiten und unbewußte Nachlässigkeiten die Erbauung recht beeinträchtigen. Ein dritter Gesichtspunkt für den äußerlichen Vollzug kirchlicher Amtshandlungen ist die praktische Zweckmäßigkeit. Eine und dieselbe Handlung kann oft auf sehr verschiedne Weise ausgeführt werden, z. B. die Verteilung von Brot und Wein beim Abendmahl, das Ringewechseln bei der Trauung. Da ist es wünschenswert, daß stets der zweckmäßigste und einfachste Weg gewählt wird. Endlich kommt auch — und das ist oft das Entscheidende — die kirchliche Sitte und Gewohnheit in Betracht, die freilich in den verschiednen Gegenden überaus verschieden gestaltet und oft auch recht sinnlos entstanden zu sein und gedankenlos geübt zu werden pflegt. Um nur eins zu nennen: in einzelnen Gemeinden der Provinz Sachsen pflegte man noch vor kurzem bei der Trauung nicht Ringe, sondern Thaler zu wechseln.*)

In vielen Fällen ist es ein Trost, daß solche Aeußerlichkeiten nicht nur für unser Heil und den Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit völlig gleichgiltig, sondern auch nach den Verhältnissen wandelbar sind. Nur ist zu beachten, daß diese Wandelbarkeit nicht auf Willkür beruhen darf. Rechtlich geordnete Aeußerlichkeiten können selbstverständlich nur auf rechtlichem Wege verändert werden. Sitten und Gewohnheiten aber sind in ihrem Werden und Vergehen meist unberechenbar und widerstehen, wo sie wirklich allgemein und volkstümlich sind, oft jeder Kritik, jedem Beschluß und jeder Verfügung. Dagegen kann in Fragen der praktischen Zweckmäßigkeit und des Anstandes auch der Einzelne mehr Einfluß üben und seiner eignen Beurteilung und Erfahrung vertrauen, wiewohl feststeht, daß auch die Anschauungen über das, was schön, anständig, taktvoll und geschmackvoll ist, in den verschiednen Volksschichten, Gegenden und Zeitaltern oft mannichfach von einander abweichen.

Die Zeit, wo eine Neuregelung auf diesem Gebiet entweder kaum durchzuführen oder von einer plötzlichen, landesherrlichen Kabinetsordre abhängig war, dürfte für immer vorbei sein. Wir haben jetzt kirchliche Organe, denen ein weitgehender Einfluß auf die Ausgestaltung der gottesdienstlichen Formen zukommt: mögen sie ihn nie in einseitiger oder gesetzlicher Weise mißbrauchen! Aus dem Gesagten folgt, daß gerade dieses Gebiet einer ganz besondern Vorsicht bedarf: einerseits ist hier Ordnung, Beständigkeit und Klarheit, andrerseits doch eine gewisse Freiheit, Mannichfaltigkeit und Beweglichkeit erforderlich. Grundlegend bleibt in allen diesen Dingen für die evangelische Kirche, was das Augsburger Bekenntnis im siebenten Artikel sagt: „Es ist nicht not zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirche, daß allenthalben gleichförmige Zeremonien, von den Menschen eingesetzt, gehalten werden." Aber innerhalb dieser Freiheit haben Gemeinden und Gemeindevertretungen, Laien und Geistliche zusammen verschiedne wichtige Aufgaben: die sittlich-religiöse, den Sinn und Wert des evangelischen Gottesdienstes recht zu verstehen und zur Geltung zu bringen; die rechtliche, die Ordnungen der Kirche zu achten und aufrecht zu erhalten; die ästhetische, den guten Geschmack zu entwickeln und taktvoll alles Unschöne — das Gekünstelte, Affektirte und Gemachte ebensogut wie das Nachlässige, Sinnlose und Rohe — von den Gottesdiensten fernzuhalten; endlich die geschichtliche Aufgabe, in großen

*) Ein Beispiel störender Gewohnheit möchte ich hier aus eigner Erfahrung berichten. Als ich vor etwa zehn Jahren mit einundzwanzig andern Theologen im Magdeburger Dom ordinirt wurde, begann die Handlung zunächst in der Sakristei mit Beichtrede, Beichte und Absolution; dann folgte auf dem hohen Chor die feierliche Ordination und das gemeinsame Abendmahl. Als wir uns nun in der Sakristei zur Beichthandlung sammelten, standen links und rechts vor dem Altar zwei Becken, und wir wurden bedeutet, daß ein jeder von uns in das Becken zur Linken 6 Mark für den ordinirenden Generalsuperintendenten, in das zur Rechten 3 Mark für den Küster zu legen hätte! Ich war auf nichts Derartiges vorberettet und mußte mir erst durch eine Anleihe beim Küster helfen. Aber auch abgesehen von dieser Verlegenheit hat mich die Einrichtung damals sehr gestört und verletzt. Weshalb mußten denn die beiden Geldhaufen während der ganzen Beichte da vor unsern Augen stehen? Und weshalb wurden diese Abgaben nicht mit den andern Gebühren nachträglich bei der Einhändigung der amtlichen Urkunde uns abgefordert? — Ich weiß nicht, ob diese Einrichtung heute noch existirt, aber sie war jedenfalls für die regelmäßig Beteiligten eine gar nicht anstößige Gewohnheit oder kirchliche „Sitte."

Zügen den Bestand und die Ordnung wie die Entwicklung und Freiheit der Gottesdienste dem Verständnis der Gemeinde klar zu machen.

Auch an diesem Punkte zeigt sich die Verschiedenheit der Konfessionen. In der römischen Kirche tritt das Zeremonielle so in den Vordergrund, daß der religiöse Volksunterricht zum guten Teil darin aufgeht, das Volk in der Teilnahme an den Aeußerlichkeiten des Gottesdienstes zu belehren und zu üben. So zählt z. B. die Nottbecksche Anweisung für Chorknaben, „Der fromme Meßdiener in seinem Dienste am Altare und seinem Gebete" nicht weniger als dreiundzwanzig Fälle von Verneigungen und Kniebeugungen auf, die jeder kleine Ministrant sich einprägen muß. In der griechisch-orthodoxen Kirche ist die Betonung auch der kleinsten Zeremonien noch stärker: die Fragen, mit welchen Fingern ein Eid zu schwören, ob an einzelnen Stellen der Liturgie das „Heilig" zweimal oder dreimal zu sagen, welche Form des Kreuzes die richtige sei, und ähnliche Probleme haben die morgenländische Christenheit schon mehrfach aufs tiefste erregt. Dagegen stehen viele abendländische Sekten den gottesdienstlichen Aeußerlichkeiten mit thatsächlicher oder grundsätzlicher Gleichgiltigkeit gegenüber. Auch die reformirte Konfession ist auf diesem Gebiet verhältnismäßig gleichgiltig, soweit nicht ein geradezu ablehnendes Verhalten zum Grundsatz erhoben ist: brennende Lichter oder ein Kruzifix auf dem Abendmahlstisch würden von manchen Reformirten als ein Sakrilegium empfunden werden. Innerhalb der deutschen evangelischen Kirchen ist meist in ländlichen Gemeinden das Interesse, Verständnis und Eintreten für äußerliche Formen und Gewohnheiten größer als in städtischen. Die städtische Bevölkerung läßt sich die Einzelheiten der Liturgie vielfach ganz stumpf gefallen, ohne Widerspruch, aber auch ohne Teilnahme. Mir ist schon ein Student vorgekommen, der meinte, die Taufen würden von der Kanzel aus vollzogen!

Jedenfalls ist eine Belehrung und Erziehung der Jugend und der Gemeinden hinsichtlich mancher äußerlichen Dinge des Gottesdienstes sehr wünschenswert. In Vorträgen, Gemeindeversammlungen und Volkslitteratur müßte häufiger darauf Rücksicht genommen werden, hie und da bei passender Gelegenheit auch in der Predigt. Der Schulunterricht kann hier manches, der Pfarrunterricht müßte in der Regel mehr leisten. Vor allem müssen natürlich die Theologen mit diesem Gebiet vertraut sein. Aber ihre Kenntnis sollte sich weniger auf allgemeine systematische und theoretische Erörterungen der praktischen Theologie gründen, als auf tüchtige kulturgeschichtliche, kirchengeschichtliche und lokalgeschichtliche Studien, auf die Bekanntschaft mit den frühern und gegenwärtigen Kirchen- und Gottesdienstordnungen; und ihre Sicherheit sollte durch liturgische Uebung und Kritik auf Universitäten und Predigerseminarien, durch Selbstzucht und Achtsamkeit, durch Gespräche mit Geistlichen und Gemeindegliedern, und besonders durch die Ratschläge und freundschaftlichen Winke älterer, erfahrener Pfarrer gewonnen werden. Nur hüte man sich vor Spitzfindigkeiten und Tifteleien, vor Künsteleien und Uebertreibung! Sonst geht es einem leicht wie jenem Pfarrer, der in stundenlangen, lebhaften Erörterungen es für das einzig Richtige erklärte, nicht mit geschlossenem, sondern mit offnem Buche vor den Altar und auf die Kanzel zu kommen: das offene Buch solle „die Idee der vollständigen Bereitschaft" ausdrücken. So kam denn besagter Pfarrer auch eines Sonntags mit mehreren aufgeschlagnen Büchern auf die Kanzel, plötzlich aber stieg er eilends wieder hinab: ganz mit der „Idee der vollständigen Bereitschaft" beschäftigt, hatte er — die Bibel vergessen!

Jede ernsthafte Anleitung in der liturgischen Praxis muß dem jungen Theologen wie den Gemeinden willkommen sein. In dieser Hinsicht hat Superintendent H. Allihn uns eine wertvolle Handreichung gegeben. Er hat eine Broschüre: Aeußerlichkeiten im Gottesdienst und bei den Amtshandlungen der evangelischen Geistlichen (Magdeburg, Rathke, 96 Seiten. 1 Mark) veröffentlicht, die wegen ihres reichen Inhalts und ihrer mannichfachen Gesichtspunkte warm empfohlen werden kann. Sie beschränkt sich auf die praktische und ästhetische Seite der Fragen, die rechtliche und

geschichtliche wird nur gestreift. Ihr Urteil und Rat ist in den meisten Fällen sachgemäß und gut. Bei einzelnen Punkten hätte ich mehr, bei andern weniger gewünscht; zumal in der Einzelanweisung, der Symbolik und Begründung geht mir Allihn verschiedentlich zu weit. Ich vermisse Ratschläge für die Abkündigungen. Die Betonung „kirchlicher Farben" halte ich in diesem Umfange für unevangelisch. Anders urteilen würde ich über die Konfirmandenprüfung, über das Knieen im Gottesdienste, über die Wendungen des Geistlichen vor dem Altar, über den Gebrauch der Uhr auf der Kanzel. Leises Orgelspiel, während der Geistliche am Altar redet oder laut betet, halte ich für störend und katholisirend. Weshalb einzelne unsrer schönsten Melodien nur für ganz wenige Tage aufgespart werden sollen, sehe ich nicht ein. Und was Allihn über das Tragen des Talars geschichtlich und sachlich bemerkt, erscheint mir in mehreren Punkten recht zweifelhaft. Wenn ein Prediger sich im Talar malen oder photographiren läßt, so finde ich darin nichts Anstößiges. Weniger verstehe ich es, weshalb er sich im Talar trauen lassen soll. Geradezu anstößig würde ich es aber finden, wenn er im Talar ein Diner mitmachen oder andern Repräsentationszwecken genügen sollte. Gott behüte unser geistliches Amt und unsere christlichen Gemeinden vor höfischer Etikette und repräsentativen Schaustellungen! Eine eigentümliche Geschichte wird in Kloster Lokkum überliefert, die ich für nicht durchaus unwahrscheinlich halte. Es wird erzählt, daß um das Jahr 1860 König Georg V. von Hannover bei einem Besuch in Lokkum den Wunsch ausgesprochen habe, eine Kahnfahrt zu machen. Da seien als Ruderer des königlichen Kahnes die Kandidaten des dortigen Predigerseminars befohlen worden, — aber alle im Chorrock! Ich weiß nicht, ob Allihn das billigen würde.

Aber genug solcher Bedenken! Wie das ganze Gebiet, so verdient auch Allihns Büchlein die ernsthafte Beachtung aller interessirten Kreise. W B

Glück

Glück! Ein kurzes, vielsagendes Wort! Jeder will im Grunde glücklich sein und glücklich werden, aber über die Wege zum Glück sind die Menschen gar verschiedner Ansicht. Der heidnische Dichter Horaz preist in seinem Beatus ille den Mann glücklich, der fern von Staatsgeschäften ruhig seinen Kohl baut. Umgekehrt führt „der Zug vom Lande" Tausende in das Gewühl der Städte, die dort ihr Glück machen wollen. Mancher meint, das Glück lächle ihn an in den Zahlen mit den vielen Nullen, die auf einem Lotterieprospekt ihn verführerisch anschauen, aber meistens bleiben nur die Nullen, und das Glück stellt sich nicht ein. Mancher hat in Amerika sein Glück gesucht und war froh, wenn er wieder daheim war. „Jeder ist seines Glückes Schmied," sagt man, und doch „Glück und Glas, wie bald bricht das!" Der „Hans im Glück" ist ein lebendiges Beispiel dafür.

Soll man unter diesen Umständen nicht Jedem dankbar sein, der uns den Weg zum Glück will finden helfen? Ein schon bejahrter, vielbelesener und vielerfahrner, feinsinniger Schweizer Gelehrter und Staatsmann, Professor Karl Hilty in Bern, hat es unternommen, in einem Buche, das den kurzen Titel „Glück" führt (J. Hubers Verlag in Frauenfeld), und dessen erster Teil bereits in siebzehntausend Exemplaren in die Welt hinausgegangen ist, diesem Problem näher zu treten. Wie vielseitiger Anerkennung dieses Buch sich erfreut, mag unter anderm daraus hervorgehen, daß selbst das katholische Straßburger Diözesanblatt für die Geistlichkeit der Diözese Straßburg das Werk des protestantischen Professors empfehlend anzeigt.

Aus dem reichen und anziehenden Inhalt des Buches einige Mitteilungen zu machen und zum Lesen zu ermuntern, ist der Zweck dieser Zeilen.*)

*) Es ist zwar schon mehrfach in diesen Blättern auf das Buch hingewiesen, aber man kann darin kaum zu viel thun. D H

Die Wege, auf denen die Menschheit das Glück sucht, sagt Hilty, sind entweder äußere: Reichtum, Ehre, Lebensgenuß, Gesundheit, Bildung, Wissenschaft, Kunst; oder innere: gutes Gewissen, Tugend, Arbeit, Menschenliebe, Religion, Leben in großen Ideen und Werken. Die äußern Mittel haben sämtlich schon den großen Fehler, daß sie lange nicht allen Menschen zugänglich sind und daher weder das Glück der Menschheit im ganzen begründen, noch in einem edler gearteten Gemüt etwas andres als einen Genuß mit schlechtem Gewissen verbunden herstellen können. Dazu führt der Besitz und die Verwaltung eines wirklich großen Vermögens, sowie eine jede große Ehren- und Machtstellung fast mit absoluter Notwendigkeit zu einer Verhärtung des Gemüts, die gerade das Gegenteil von Glück ist. Nicht viel besser als mit diesen „realsten" Glücksfaktoren steht es mit dem ästhetischen Genuß, der auf eine etwas edlere Herkunft Anspruch macht als der bloß materielle. Goethe, der zu dieser Art von Glück alle Voraussetzungen in außerordentlichstem Maße besaß, hat gegen Ende seines Lebens das Bekenntnis abgelegt: „Im Grunde ist mein Leben nichts als Mühe und Arbeit gewesen; ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt; es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von neuem gehoben sein wollte." Viel einsichtiger als materiell gestimmte Glückssucher handeln jene, die die „blaue Blume" auf dem Wege der Pflichterfüllung, der Tugend, des guten Gewissens, der Arbeit, der öffentlichen Wirksamkeit, des Patriotismus, der guten Werke, der Nächstenliebe überhaupt oder endlich der kirchlichen Denkungsart suchen.

Dennoch beruht gerade ein sehr wesentlicher Teil der pessimistischen Grundstimmung unsrer Tage auf der Erfahrung, daß auf jedem dieser Wege das Glück leicht verfehlt, oder lange nicht in dem erwarteten Maße gefunden wird. Die erste und unumgänglichste Bedingung des Glücks ist überhaupt der feste Glaube an eine sittliche Weltordnung. Ohne diese, wenn also die Welt vom Zufall oder von einem unerbittlichen Naturgesetze oder endlich von der List und Gewalt der Menschen regiert wird, kann von Glück für den Einzelnen nicht mehr die Rede sein. Es bleibt ihm in einer solchen Welt nichts übrig, als Gewalt zu thun oder Gewalt zu leiden, Hammer oder Amboß zu sein, und welches der elendere, eines edlen Menschen unwürdigere Zustand sei, wäre kaum zu sagen. Leben in der Zuversicht auf den Bestand einer sittlichen Weltordnung und Arbeit in ihr, das ist der Weg zum Glück.

Die Kunst des Arbeitens ist die wichtigste aller Künste. Der Zustand einer beständigen, ersprießlichen, nur durch die natürlichen Ruhepausen unterbrochnen Thätigkeit ist der glücklichste, den es auf Erden giebt; der Mensch soll sich gar kein andres äußeres Glück wünschen. Es kommt dann nicht einmal so sehr viel auf die Natur der Thätigkeit an. Jede wirkliche Thätigkeit, die nicht eine bloße Spielerei ist, hat die Eigenschaft, interessant zu werden, sobald sich der Mensch ernstlich in sie vertieft; nicht die Art der Thätigkeit macht glücklich, sondern die Freude des Schaffens und Gelingens. Die „Arbeitslosen" sind in der That die wahren Unglücklichen in dieser Welt. Es giebt ihrer aber in den sogenannten obern Ständen noch mehr als in den untern, weil diese durch das Bedürfnis zur Arbeit getrieben werden, während jene durch falsche Erziehung, Vorurteil und die allmächtige Sitte, die in gewissen Kreisen die eigentliche Arbeit ausschließt, zu diesem großen Unglück fast hoffnungslos und erblich verurteilt sind. „Sechs Tage sollst du arbeiten," nicht weniger und nicht mehr. Mit diesem Rezept würden die nervösen Krankheiten unsrer Zeit geheilt werden, soweit sie nicht bereits der Fluch einer Abstammung von arbeitslosen Eltern sind. Die meisten verfehlten Lebensläufe haben die Grundursache, daß der Mensch keine, zu wenig oder nicht die rechte Arbeit hat, und nie schlägt sein Herz ruhiger als in der natürlichen Unruhe lebhafter, aber ihn befriedigender Thätigkeit. Die Arbeit muß aber wirkliche Arbeit und nicht Scheinarbeit sein, wie z. B. manche „weibliche Handarbeiten," ein großer Teil der Beschäftigung mit „Kunst" und „Sport" es sind.

Wer an das, was die Menschen sonst „sein Glück machen"

nennen, gar nicht denkt, streng und kräftig auf geradem, offnem Weg seine Pflicht erfüllt, rein an Sinn und Geist, frei von der Sucht zu glänzen, frei von der schalen Eitelkeit und der unruhigen Ruhm- und Herrschsucht ist, kann, selbst im beständigen Kampf mit Schlechten, ohne Intrigue durch die Welt kommen. Erfolg im gewöhnlichen Sinne hat man auf diesem Weg zwar nicht immer. Aber zum wirklichen Erfolge im Leben, d. h. zur Erreichung der höchst möglichen menschlichen Vollkommenheit und wahren nutzbringenden Thätigkeit gehört sogar notwendig ein öfterer äußerer Mißerfolg. Umgekehrt erreicht kein „Streber," soviel Erfolge er auch aufzuweisen hat, jemals sein wirkliches Ziel. Denn am Ende kommt es nicht auf den Besitz irgend eines Gutes an, sondern darauf, ob man sich in diesem Besitze glücklich fühlt. Auch die Habsüchtigen, Ehrgeizigen, Schwelger wollen nicht das, was sie suchen, als Zweck, sondern als in ihren Augen unerläßliches Mittel zum Zweck, der das Glücksempfinden ist. Darin täuschen sie sich aber, und das ist das wahrhaft Großartige in der Weltordnung, durch das sie sich jedem unbefangnen Beobachter enthüllt, daß ihnen zwar alles gelingt, was sie wollen, aber nicht zur Befriedigung gereicht. Wie es der Fluch der bösen That ist, daß sie fortzeugend Böses muß gebären, so ist es der unfehlbare Hauptlohn der guten, daß sie gut macht und dadurch einen dauernden Gewinn für den Handelnden hervorbringt.

Unsre Zeit hat etwas Unruhiges, Rastloses, beständig Aufgeregtes, dem sich nicht leicht jemand gänzlich entziehen kann, wenn er nicht ein Einsiedler ist. Wer mitleben will, muß mitlaufen. Und doch sind die Resultate dieser Hast und Unruhe, im ganzen genommen, nicht übermäßig groß. Da muß man unter andern Künsten auch „die Kunst, Zeit zu haben" lernen. Das vorzüglichste Mittel, um Zeit zu haben, ist eine regelmäßige Arbeit mit bestimmten Tagesstunden und sechs Arbeitstagen in der Woche. Die Nacht zum Tage zu machen oder den Sonntag zum Werktag, das ist das beste Mittel, um niemals Zeit und Arbeitskraft zu besitzen. Auf richtige Tageseinteilung und sorgfältige Benutzung auch der kleinen Zeitabschnitte kommt viel an. Die Hauptsache aber besteht darin, alles Unnütze aus seinem Leben zu verbannen. Dazu gehört freilich vieles, was die moderne Zivilisation zu erfordern scheint. Unnütz ist das Bier zu jeder Tageszeit, ganz besonders der Frühschoppen. Die Bierbrauer sind vielleicht die größten Zeitverderber des Jahrhunderts. Ebenso hinderlich ist das herrschende Uebermaß im Zeitungslesen. Jene Leute gar, die gleich die erste gute Morgenstunde mit ein oder zwei Zeitungen beginnen, verlieren die rechte Arbeitslust für den ganzen Tag. Dazu kommen die Feste und Vereine. Wer heutzutage ein Vereinsmensch ist, der kann die Zeit für wirkliches Arbeiten nicht mehr aufbringen. Die viele Geselligkeit und das damit verbundne, ganz zwecklose Besuchssystem, Theaterlaufen und Konzertschwärmerei sind vielfach nichts andres als Ausfüllungsversuche einer innern Leere. Ein Mensch, der viel arbeiten will, muß eine jede unnütze geistige und körperliche Beschäftigung sorgfältig meiden und seine Kraft für das zusammenhalten, was er soll.

Dies sind so auszugs- und andeutungsweise einige der wichtigsten Gedankenreihen in dem Buche von Hilty, das man ebenso gut eine praktische Lebensphilosophie wie eine Laienpredigt nennen könnte. Beachtenswert namentlich für den Theologen ist der biblische Einschlag des Gedankengewebes, der uns manches Schriftwort in origineller Verbindung zeigt. Es ist ein Buch zur Vertiefung und Veredlung der Lebensauffassung, für viel und für wenig beschäftigte Leute, für Alt und Jung, für Mann und Weib; kein Zauberstab, der auf einmal die Welt um uns verändert, aber ein beachtenswerter Wegweiser auf dem Wege zum Glück, freilich mehr berechnet und geeignet für die „Handelnden" als für die „Leidenden," die wohl noch andern Trostes zum Glück bedürfen. Grünberg

---

Der Evangelisch-soziale Kongreß in Leipzig

Der achte Evangelisch-soziale Kongreß hat in Leipzig seinen guten und soliden Verlauf gehabt. Keinerlei Gunst der öffentlichen Verhältnisse oder der Oertlichkeit hat zum Gelingen beigetragen; was er bot und leistete, trug er ganz in sich selbst. Der Oberbürgermeister begrüßte Gynäkologen und Journalisten: wir waren ihm politisch bedenkliche Leute. Die Kirche fand nicht nur Zeit und Mut nicht, uns zu begrüßen, sie schloß uns sogar die Kirchthür zu: ein für den schlichten Kongreßbesucher unbegreiflicher Akt, mag er nun auf Grundsätzen oder auf zufällig-persönlichen Stimmungen beruht haben. Das Unglück wollte, daß wir unmittelbar unter dem Schatten der ehrwürdigen Thomaskirche tagten, sodaß die Erinnerung an diesen Beweis christlicher Bruderliebe einem immer wieder aufgenötigt wurde. Das war ja auch erreicht, daß die gut evangelische Bevölkerung Leipzigs den Beratungen fernblieb; die geistlichen Autoritäten hatten nichts gethan, in der Gemeinde für den Kongreß Teilnahme zu wecken. Und die politische Gesinnung in den maßgebenden Kreisen ist ungefähr Stummisch, will sagen, man bedauert, daß nicht längst Gewalt mit fester Hand die sozialen Nöte auf ein die privilegirten Stände nicht mehr bedrohendes Maß herabgedrückt hat. Man muß nur die Sozialdemokraten Konsequenz und Macht fühlen lassen, so wird Ruhe und Zufriedenheit wiederkehren. Daß bei der Universität die Stimmung eine etwas andre ist, dafür hat ja neulich Herr von Stumm durch seine die grünweißen Grenzpfähle so wenig respektirende Rede im preußischen Abgeordnetenhause gesorgt; aber Universitätsprofessoren engagiren sich überhaupt nicht so leicht.

Daß die Leipziger geringen Anteil nahmen, merkte man besonders an dem Zurücktreten des weiblichen Elements, das nur bei dem Frauenvortrage der einen Spezialkonferenz den Saal füllte. Die eigentlichen Hauptverhandlungen boten das Bild von Männerversammlungen. Es waren immerhin 400 bis 500 Personen zugegen, soviel wie wir in Berlin und Erfurt gehabt haben (in Erfurt weckte der kleinere Saal den Eindruck größerer Fülle). Nur in Frankfurt (1894) und Stuttgart (1896) hat sich der Kongreß ungleich imposanter entfaltet. Auch ein gewisser Fortschritt der Laisirung war zu bemerken: das pastorale Element tritt im Publikum, in der Debatte, in Ton und Haltung des Ganzen mehr zurück. Immerhin stellte noch immer der jüngere Pfarrerstand die Mehrheit der Besucher.

Ueber die gesamten Verhandlungen bringt die gleichzeitig erscheinende Nr. 24 unsrer Chronik einen ausführlichen Bericht, den ich zwar nicht kenne, aber von dem ich Grund habe anzunehmen, daß unsre Leser mit ihm zufrieden sein werden. Wer die Chronik nicht hält, kann sich für 20 Pfennige diese Einzelnummer von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig kommen lassen. Die Vorträge von Kirchenrat Professor Wendt in Jena (über die christliche Ansicht vom Eigentum), Privatdozent Oldenberg in Berlin (über Deutschland als Industriestaat) und Geheimrat Professor Schmoller in Berlin (über den Mittelstand im neunzehnten Jahrhundert) waren sämtlich gründliche, auf der Höhe der Wissenschaft stehende Leistungen. Die Verhandlungen trugen mehr als je einen wissenschaftlichen, im guten Sinne akademischen Charakter, wenn auch jeweilen temperamentvollere Redner einen recht lebhaften Ton in die Debatte brachten. Es fehlte ganz das Sensationelle, das Demonstrative, der interessante Zwischenfall. Wir finden das nur recht und dem Ernst der Lage angemessen. Ueberaus wohlthuend und wirksam war es aber doch, als Schmoller am Schluß seines Vortrags sich im Namen einer ethisch gerichteten Nationalökonomie ausdrücklich und warm angesichts der bestehenden Gegnerschaft zum Evangelisch-sozialen Kongreß bekannte. Mit Recht bezeichnete der immer neu bewährte Vorsitzende, Landesökonomierat Nobbe diesen Moment als den Höhepunkt der diesmaligen Tagung.

In der Spezialkonferenz am letzten Nachmittage, der ich beiwohnte, ging es schließlich recht lebhaft zu. Den Vorsitz führte Frau Gnauck namens der evangelisch-sozialen Frauengruppe. Dr. jur. Emilie Kempin referirte über „die Grenzen der Frauenbewegung." Meines Erachtens ein Thema, das nur den Streit herausfordern kann. Niemand ist heute in der Lage,

der Frauenbewegung fürs Allgemeine Grenzen zu stecken; Jedermann wird für seine Person ihre Berechtigung anders einschränken. Es hätte ein Engel vom Himmel kommen können, er würde es nicht Allen recht gemacht haben. Frau Kempin sprach sehr sympathisch und sachlich, ruhig abwägend und doch immer mit dem Mute der eignen Meinung. Indem die Juristin zur Apologetin des bürgerlichen Gesetzbuches wurde, mußte sie den Zorn der Frauenrechtlerinnen erregen, die in der Agitation wider dieses Recht von morgen die heilige Pflicht erkennen, welche sie ihrem Geschlecht schuldig sind. Meinem geringen Verständnis nach scheint mir der Frauenschutz im bürgerlichen Gesetzbuch nicht ausreichend, und mit dem Grundsatz, daß wo nur Zwei konkurriren Einer schließlich Oberhand behalten müsse, kann man meines Erachtens die Möglichkeit einer Rechtsordnung zwischen Zweien (außer durch Vergleich oder Vertrag) überhaupt bestreiten, was doch wohl zu viel bewiesen wäre. Immerhin hätten die absolut sachlichen Ausführungen der Referentin eine ruhigere Bekämpfung verdient, als sie nachher fanden. Daß der Streit so lebhaft wurde, daran war der Achtminuten- und Dreiminutenzwang schuld: eine Maßregel von höchst zweifelhafter Klugheit, wo solche Gegensätze auf den Plan gerufen wurden. Wie recht thut Nobbe als Kongreßvorsitzender, daß er jeden Redner durchweg zu Ende reden läßt: das allein ist eines großen Gegenstandes würdig, und das Publikum hat bei solchen Gelegenheiten einfach die Tugend der Geduld zu üben. Womit wahrlich keinem Redner seine Länge zum Lobe gerechnet werden soll.

Liebe Freunde und Freundinnen in Leipzig beanstandeten von vornherein am Kongreß das seit Erfurt regelmäßig sich wiederholende Auftreten der Frauen. Die Kirchenverweigerer können auch allein an diesen Vorgang sich halten, wenn sie für ihr Verhalten nachträglich im Verlaufe des Leipziger Kongresses Gründe suchen wollen. Denn die schrecklichen Nationalsozialen haben sich aufs äußerste zurückgehalten. Nun, der Evangelisch-soziale Kongreß ist auf evangelisch-kirchlichem Boden der einzige Ort, wo Frauen auch ihrerseits mitraten und mitreden dürfen. Ich meine, es ist nicht zu viel, wenn der Kongreß alljährlich einmal ihnen die Gelegenheit dazu bietet. Gerade in der Frauenfrage sind und bleiben Frauen doch sozusagen die Sachverständigen, und ich habe bisher an den Frauen des Kongresses keine Neigung verspürt, sich in andre Dinge zu mischen. Was der Kongreß da den Frauen vergönnt, was unsre Frauengruppe will und leistet, erscheint ja den vorangeschrittnen Vorkämpferinnen der Frauenerlösung draußen überaus kindlich, rückständig und unzureichend. Und doch ist kein Zweifel, daß der Kongreß der Frauenbewegung einen großen Dienst thut, indem er ihr auf evangelisch-kirchlichem Boden das Bürgerrecht erstreiten hilft. Auf diesem Boden wird immer das Maßvolle und Konservative gedeihen. Denn ist die Kirche an sich konservativ, so ist es die kirchliche Frau erst recht. Darum werden wir von dem Boden der Kirche aus niemals der Frauenbewegung ihre Grenzen vorschreiben können. Es würde keine Frauenbewegung geben, wenn es nur das kirchliche Christentum gäbe. Aber weil es eben darum begreiflich ist, daß die Frauenbewegung leicht ihre Fühlung nicht nur mit der Kirche, sondern auch mit dem Christentum verliert, ist der Kongreß berufen in der Frauenfrage nach beiden Seiten einen großen Dienst zu thun. Das sollen die vorgeschrittnen Frauen nur nicht glauben, daß sie schließlich ohne Hilfe des christlichen Geistes siegen können. In der Welt, wo man den Einfluß Jesu nicht mehr spürt, werden sie die brutale Männerfaust um so sicherer antreffen. Die Frauenbewegung hat ein ungemeines Interesse, den christlichen Mann zu gewinnen. Das bedeutet nicht, daß der christliche Mann der Frau ihren Emanzipationskampf abnehmen soll. Wie in allen Lagen und Ständen, kann auch im Frauenstande Druck und Unrecht nur durch das eigne Sichemporarbeiten der Benachteiligten überwunden werden. Aber wie nach christlicher Lehre Mann und Weib berufen sind zu nichts Anderm als zu gegenseitigem Dienst mit ihrer verschiednen Gabe (nicht zu einem gleichen Menschentum mit nur individuellem, nicht geschlechtlichem Unterschiede — eine unglaubliche Idee!), so wird der christliche Mann um Gottes willen es sein, der der mündig gewordnen Frau zu ihrem vollen Rechte hilft. In diesem Sinne hat der Kongreß der Frauenbewegung gegenüber gehandelt, und darin sollten ebenso die offiziellen Vertretungen der Kirche wie die Vorkämpferinnen der allgemeinen Frauenbewegung von Herzen mit ihm zufrieden sein. R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 24 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
in Frankfurt am Main und Umgegend

treffen sich **an jedem ersten Montag im Monat nachmittags 4—6 Uhr** in Frankfurt a. M., **Rosenau**, Reuterweg 8. Die nächste Zusammenkunft findet statt am Montag, den 5. Juli, das Thema lautet: Was heißt ein moderner Mensch sein?

Quittung

Unter V. gingen mir aus Barr im Elsaß für die Notlage der Goßnerischen Mission 100 Mk. zu, für die ich auf diesem Wege nach Wunsch quittire. Besten Dank und den Segenswunsch, daß der, der in das Verborgne siehet, ein herrlicher Vergelter sein wolle!
Friedenau, 11. Juni 1897 Plath, Miss.-Insp.

Handreichung zur Vertiefung christl. Erkenntnis

Herausgegeben von
P. Möller-Gütersloh u. P. Zöllner-Kaiserswerth
In zwanglosen Heften

1. Heft: **Möller, J., Das Leben d. Aurelius Augustinus.** 60 Pf.
2. Heft: **Zöllner, W., Amos und Hosea.** 1 M.
3. Heft: **Palmié, Fr., Der Pietismus u. A. H. Francke.** 60 Pf.

Prospekt gratis

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Dein Wort sei meine Speise
Predigten und Ansprachen
von P. Joh. Quandt
179 S. 8° geheftet Mk. 2,25
Die Predigten sind kurz und gut, erbaulich und beschaulich, gläubig und praktisch.
Vaterländische Verlags-Anstalt
Berlin SW 48, Wilhelmstr. 30/31

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 400.— an. von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Heimstätte

Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Töchter guten Hauses finden jederzeit freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften und Haushalt. Vorzügliche Empfehlungen. Näheres durch Frl. **Mosche**, Vorsteherin, staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Chronik der christlichen Welt
Postzeitungs-Nr. 1531. Vierteljährlich 1,50 Mark
Nr. 24. Der achte Evangelisch-soziale Kongreß
Preis der einzelnen Nummer: 20 Pfennige

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig, Königsstraße 20 — Druck von Carl Marquart in Leipzig